

Neue Deutsche Hefte

Beiträge zur europäischen Gegenwart
mit den »Kritischen Blättern«

INHALT

Reinhard Baumgart Steinbruch · **Elfriede Prillinger** Gedichte · **Friedrich Panse** Sprache, Sprechen, Denken und deren Störbarkeit · **Werner Kraft** Aufzeichnungen · **Joachim Günther** Theodor Haecker nach fünfzehn Jahren · **Erhard Göpel** Valéry's Virgil · **Wilhelm von Scholz** Rückblick in die Jugend · **Ludwig Petry** Die Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz · **Franz Roh** Kritische Gedanken zum Kulturpessimismus · **Wladimir Weidlés** · **H. M. Enzensberger** Analyse der Taschenbuchproduktion, 3. Teil · **R. H. Hühnerfeld** contra Heidegger · **Walter Lennig** Weltstadt Berlin, Geschichte oder Gegenwart · **K. G. S.** Bibliographie romanischer Zeitschriften · **Buchbesprechungen**

Heft **59**

J U N I 1 9 5 9

VERLAGSORT GÜTERSLOH

SIGBERT MOHN VERLAG

NEUE DEUTSCHE HEFTE

Herausgegeben von Joachim Günther und Rudolf Hartung

Heft 59 – Juni 1959

Reinhard Baumgart: Steinbruch	193
Elfriede Prillinger: Gedichte	200
Friedrich Panse: Sprache, Sprechen, Denken und deren Störbarkeit	203
Werner Kraft: Aufzeichnungen	212
Joachim Günther: Theodor Haecker nach fünfzehn Jahren	213
Erhard Göpel: Valéry's Virgil	223
Wilhelm von Scholz: Rückblick in die Jugend	227
Ludwig Petry: Die Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz	232

BLICK IN DIE ZEIT

Franz Roh: Kritische Gedanken zum Kulturpessimismus W. Weidlés	240
H. M. Enzensberger: Analyse der Taschenbuchproduktion. 3. Teil	247

KRITISCHE BLÄTTER

R. H.: Hühnerfeld contra Heidegger	254
Karl Krolow: Ernst Meister / Zahlen und Figuren. Gedichte	256
Hans Daiber: Josef Martin Bauer / Kranich mit dem Stein. Roman	258
Gunar Ortlepp: Heinz von Cramer / Die Kunstfigur. Roman	259
Karl Zimmermann: Alberto Moravia / Cesira (La Ciociara). Roman	260
Helmut Olles: Heinrich Schirmbeck / Der junge Leutnant Nicolai. Roman	261
Gert Woerner: Laurens van der Post / David Alexander Michaeljohn	263
Hans Schwab-Felisch: Ingeborg Drewitz / Der Anstoß. Roman	264
Joachim Günther: Otto von Taube / Ausgewählte Werke	265
Walter Mannzen: Jewgenij Samjatin / Wir. Roman	266
Roland H. Wiegenstein: Felix Hartlaub in seinen Briefen	268
Walter Heist: Marcel Jouhandeau / Bausteine. Elemente einer Ethik	269
Erwin Reisner: Ernst Mayer / Kritik des Nihilismus. Wilhelm Stählin / Symbolon	271
Friedrich Vogelreuther: Enrico Altavilla / Forensische Psychologie. Bd. I. Der psychologische Prozeß und die gerichtliche Wahrheit. Psicologia Giudiziaria. II. Gli attori nel procedimento penale	273
Günther Baum: Hans Heinz Stuckenschmidt / Schöpfer der Neuen Musik	275

FORUM

Walter Lennig: Weltstadt Berlin – Geschichte oder Gegenwart?	276
K. G. S.: Bibliographie romanischer Zeitschriften	278
Notizen:	280

Die „Neuen Deutschen Hefte“ erscheinen monatlich. Preis je Heft im Abonnement 3.– DM (zuzüglich Zustellgebühr); einzeln 3,50 DM; für Studenten im Abonnement 2,50 DM. Redaktion: Joachim Günther, Berlin-Lankwitz, Kindelbergweg 7 und Dr. Rudolf Hartung, Berlin-Lichterfelde-West, Potsdamer Straße 60. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Rückporto ist beizufügen. Unverlangt eingehende Bücher können nicht zurückgesandt werden. Sigbert Mohn Verlag Gütersloh. Umschlag S. Kortemeier. Gesamtherstellung Mohn & Co GmbH, Gütersloh. Die „Neuen Deutschen Hefte“ können durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag bezogen werden. Printed in Germany

Die Sprengung hinterließ nichts als eine dünne Staubfahne, die der Wind beiseite schob und in die Morgenluft zergehen ließ. Drüben, am Rande des Steinbruchs, wurde das Haus jetzt wieder sichtbar, stumm brütend hinter den zugeschlagenen Fensterläden. Noch immer patrouillierte der gefleckte Hund an der Vorderfront auf und ab. Knapp hinter den Hausecken warf er sich herum im Kreisel der zerstreuten Witterungen. Außer ihm regte sich nichts mehr.

„Na also“, sagte der Sprengmeister, an den frischgezimmerten Geräteschuppen gelehnt, den Blick auf das Haus gerichtet. Er räusperte sich, geriet ins Husten, und nur durch einen Tränenschleier hindurch sah er noch, wie die Arbeiter mit Schlegeln und Brechstangen über den brüchigen Schotter zur Sprengstelle abstiegen. Trocknend drückte er sich ein Taschentuch gegen die Augen und hörte jetzt durch die klar gewordene Stille, daß auch der Kran mit präzisiertem Schnurren wieder über den Steinbruch drehte.

„Brauchen wir vorerst nicht mehr“, sagte er, noch heiser, und stieß mit dem Fuß gegen einen Sack mit Sprengpulver I. „Kann wieder in die Fässer eingesetzt werden. So, und jetzt endlich was zum Zähneausbeißen, die γ -Schicht. Jessus, Karl“, sagte er prustend zu seinem Vorarbeiter, „wir haben was nachzuholen, wie? Gut, daß sie den Vogel endlich aus dem Nest geholt haben.“

Sie sahen beide auf das Haus hinüber.

„War auch Zeit“, sagte der Vorarbeiter unsicher.

Schlosser war früh am Morgen abgeholt worden. Zögernd hatte sich der grüne Wagen der Polizei aus dem dunkleren, blauen Grün des Hohlweges an das Haus herangeschoben. Nur der Hund konnte es nicht fassen, tanzend, mit steigendem Schweif war er dem Wagen gefolgt. Den ganzen Hohlweg hinunter begleitete sein Belfern den knirschenden Motor, doch auf der schnellen Geraden der Chaussee, wo unter der aufkommenden Sonne schon der Morgentau qualmte, hatten sie ihn mühelos abgehängt. Nach einem langen Blick geradeaus war er umgekehrt, hatte hilflos und schlingernd den Hohlweg wieder passiert und dann oben auf dem Hof Frau und Kinder nicht mehr angetroffen. Immer müder und verschwommener wurden seine Bewegungen. Er war allein.

„Sieht hübsch leer aus da oben“, sagte der Sprengmeister. „Noch leerer als vorher. Trotzdem, man fühlt sich immer noch beobachtet. Mich macht das ganze Haus nervös. Wenn auch das Haus noch weg wäre, stell dir mal vor. Wär' doch schön, was?“

Er drehte sich um und überflog mit einem Blick die im Dämmerlicht des Schuppens erkennbaren Konturen, Holzfässer, aufschimmernde Zinnkästen, ein paar mit glasigem Paraffin überzogene Kartons voll Ammonit. Aufgeklebte Zettel meldeten die Sprengstoffe dem Namen nach, ihre Klasse, die Menge. Ohne erst zu lesen, witterte man überall Kraft, dumpfe, zu Pulver zerstoßene

Kraft, abwartend in der Leere des Halbdunkels, hinter den wie Warnlampen glimmenden Etiketts. Ein vages, zuversichtliches Gefühl dehnte sich in ihm aus. Noch einmal wischte er sich mit dem Taschentuch über das ganze, breite Gesicht und begann dann zu den Arbeitern hinunterzusteigen, deren nackte Oberkörper sich kaum vom Ocker der Gesteinswand abhoben.

In das Dorf unten drang die Detonationswelle erst Sekunden später, schon gebrochen an den Felswänden des Tals. Echos schlugen orgelnd übereinander. Hier und da wurden die Gardinen hochgerafft, und über die Straße hinweg sahen sich die Frauen einen Augenblick hinter den Fenstern stehen, deren Scheiben noch vom Aufprall der Schallstöße sangen. Dann rührte sich nichts mehr, die Gardinen fielen zurück. Summend stand die Luft über den Kastanien und Brunnen.

Am Eingang des Hohlwegs tauchte der fleckige Hund jetzt wieder auf, warf noch einen Blick auf das Dorf und trabte dann auf die lange, schimmernde Chaussee. Knapp über dem heißen Asphalt zog seine Nase den Spuren nach.

Erst jetzt fuhr der Polizeiwagen über den Kies des Gefängnishofs, aber sie sahen nicht mehr auf die Uhr. Zweimal hatten sie auf der kurzen Fahrt Reifen wechseln müssen, den gleichen Reifen sogar, vorn links. Als das Steuerrad zum ersten Mal wütend ausschlug, sah der Jüngste, dem noch die Pickel gelb ums Kinn standen, schweigend zur Seite. Es fehlte wenig, und er hätte etwas gesagt.

„Du lieber Himmel“, jubelten sie los, schon ohne daß er etwas sagte, schließlich kannten sie ihn ja. „Der Wagenheber ist vorn links. Und wenn's dir nichts ausmacht, beeil dich.“

Aber als es wieder passierte, sagten sie nichts mehr, sahen sich nur noch wütend in die Augen. Während sie hintereinander über die Trittbretter sprangen, fluchten und sich die scheppernden Werkzeugbeutel zuwarfen, saß Schlosser noch immer unbeweglich im grauen Licht der Kabine. Steif fiel die Sonne durch das schmale Fenster ein. In den Boden vor seinen Augen prägte sich das Muster eines Gitters.

Kellerfenster legen solche Muster über ein kahles Stück Himmel. Auf feuchten Fliesen zeichnet es sich ab. Drähte, elektrisch geladen, spannen es zwischen den Wachtürmen von Omsk und Turisk. Wie Spinnengewebe zieht es sich über die Netzhaut, und ganz von selbst sieht man schließlich über jedem Stück blendende Wolke, jedem Fragment Himmelsspiegel kreuz und quer diese Gitter laufen.

Er sah zu Boden und wartete, aber das Muster bewegte sich nicht mehr, es haftete fest. Nichts hatte sich für ihn verändert, als er aus Tomsk zurückgekommen war. Der Glanz war abgeschabt von den Dingen, er schämte sich, je näher er dem Heimatort kam, noch genau hinzusehen. Erkannt hatte ihn dort niemand, und ihm selbst wäre es nicht eingefallen, sich zu erkennen zu geben. Wozu auch? Daß sich jemand mit Pappkartons, an denen die Schnüre halb aufgedröselte herabhingen, und in verschlissenem Feldgrau auf einen Bahnsteig fallen ließ, erregte damals noch kein Aufsehen. Ein paar Frauen drehten sich zwar nach ihm um, abschätzend oder mißtrauisch. Es beunruhigte

sie, daß er im Dorf nirgends einzuordnen war. Die Schnüre seiner Pappkartons schleiften durch den dünnen Sommerstaub. Den Kopf hielt er gesenkt, mühsam, als müsse er Witterung nehmen, um den Eingang des Hohlwegs und dann durch das brütende Dunkel hinauf zum Hof zu finden.

Oben stieß er auf verschlossene Türen, die verblichenen Läden waren zurückgeschlagen, und in die Ställe hinein sah man in nichts als unbewegte Leere. Ohne seine Kartons erst abzusetzen, ging er zurück und fragte von Haus zu Haus nach den Schlüsseln. Man schickte ihn immer weiter, er ging durch ihre verlegenen Pausen und verlegeneren Worte hindurch, und so viel konnte er immerhin ausmachen, daß seine Mutter inzwischen gestorben war, etwa drei Wochen vor seiner Ankunft, das genaue Datum hatte niemand mehr im Kopf.

Sie dachten, er gehörte zu den Polen, aus Kappel, das erzählten der Straßenwärter und seine Frau, die er zuerst wegen der Schlüssel angesprochen hatte, noch Jahre später. Er sprach zwar deutsch, aber eher wie Verschüttete sprechen, zuckend und in rabiaten Stößen, außerdem falsch, von Sing-Sang gefärbt. Er selbst schien sich gar nicht zuzuhören, sein Gesicht blieb stumpf, eisgrau, wie von Frost zusammengezogen. Kaum eine Woche zurück, hieß er im Dorf schon, hinter seinem Rücken, der Russe.

Gewöhnen konnte man sich nicht an ihn, dazu war er zu selten sichtbar. Bald kam er nur noch hinunter, um sich in der Wirtschaft das schale, suppige Bier der Nachkriegsjahre zu holen. Die Männer, die ihn an seinem über die Fliesen schleifenden Gang erkannten, ohne erst hinzusehen, wichen schweigend auseinander. Nur ab und zu versuchte einer, meistens jemand aus Kappel, mit einer Frage das Eis zu brechen, aber das führte zu nichts.

„Schöne Hitze“, sagten sie dann. „Gut fürs Heu, wie?“

Der Russe sah dem Fragenden taub ins Gesicht, um sich erst einmal zu vergewissern, ob tatsächlich er gemeint sei. Er schien das für undenkbar zu halten.

„Na ja“, sagte er dann. „Na ja.“

„Du machst natürlich nicht mehr viel her. Hast du überhaupt noch irgendwo Heu liegen?“

„Papapa“, sagte er darauf. Es klang gelangweilt.

Was sollten sie damit anfangen? Also hielten sie den Mund. Lange wußten sie auch nicht, wie er zu seiner Frau gekommen war. Hatten sie überhaupt geheiratet? Die Frau tauchte ab und zu in den Läden auf, aber ihre verkniffenen Augen verrieten nichts, nicht einmal Mißtrauen. Monate hindurch blieb sie unsichtbar, dafür vermehrten sich oben von Jahr zu Jahr die Kinder, abweisende, bedrückte Mehlgesichter. „Die haben ja sonst nichts zu tun“, sagte der Standesbeamte. Tatsächlich, Schlosser hatte sich um nichts mehr bemüht. Auf seinen über die Hänge verstreuten Feldern blühten im Sommer die Disteln so wild, daß es die Nachbarn nicht mehr aushielten und ihm für die Felder mehr boten, als sie eigentlich wert waren. Denn er weigerte sich, und das hielten sie für Taktik.

„Was?“ sagte er gehässig. „Was soll ich mit Geld, wie? Wozu denn? Was ich

brauche, ist doch da, alles einfach. Laßt mich doch in Ruhe. Habt ihr was dagegen?“

Seine Stimme wurde ganz dünn dabei, und am Ende versuchte er immer zu schreien. Die Frau drehte sich dann langsam vor dem Herd um, und für einen Moment weiteten sich ihre Augen zwischen den strähnigen Haaren. Schlosser sah sie an.

„Sie glaubt nicht dran, natürlich nicht“, sagte er trocken. „Aber wer hat hier das Wort? Na also.“

Das war alles, nie hatte sie ihm geantwortet. Ob sie überhaupt miteinander sprachen, mehr als unumgängliche, einsilbige Worte? Ihr Leben regelte sich offenbar ohne diesen Aufwand. Tagelang räumte Schlosser zwischen Haus und Ställen, man sah ihn das Dach decken, ein Sofa leimen oder mit Farbtöpfen im Haus verschwinden. Am ausführlichsten beschäftigte er sich damit, Holz zu hacken. Seine Vorräte, in dicken, gezirkelten Haufen aufgeschichtet und an den Südwänden entlang das ganze Haus verkleidend, schienen auf Jahrzehnte berechnet. Selbst das Aufhängen der Wäsche besorgte er, spannte ein Netz von Schnüren quer um alle Gebäude, so daß der Hof hinter den schlagenden Laken aussah wie eine weitläufige Festung, die eben kapituliert hat.

Lauter wurde es dort oben erst, als man Anfang 53 den Steinbruch nebenan wieder in Gang brachte. Er war nach dem Krieg in neue Hände übergegangen, und dieser Mann, den man nie zu Gesicht bekam, nahm die Sache mit Gründlichkeit und Methode in Angriff. Er fing ganz von vorn an, ließ den Zufahrtsweg ausbauen und asphaltieren, dann Baracken aufführen, später sogar eine Lastwagengarage, den Sprengmeister engagieren und dann erst Arbeiter anwerben. Das machte sich bezahlt, der Abbau gedieh nun vom ersten Tag an ohne alle Umstände. Preßluftschlämmer rammten sich in die Rinde des Bergs, und die Sprengsätze rissen Schicht auf Schicht aus der gutmütigen braunen Wand. Nur vor dem Russenhof blieb sie unversehrt stehen, wie sie seit den dreißiger Jahren stand. Dort hatte man sich schon damals bis auf die vereinbarten hundertfünfzig Meter Abstand herangesägt und an eine „Gesamtnutzung des brechbaren Materials“, wovon die Techniker sprachen, war nicht mehr zu denken. Schlosser ließ immer, schon eine halbe Stunde vor jeder Sprengung, alle Läden des Hauses schließen, und die Leute im Steinbruch fanden es am Ende gar nicht mehr nötig, ihn rechtzeitig zu benachrichtigen. Offenbar beobachtete er von einem Fenster aus jede Regung dort drüben. Ihnen machte diese kalte, mißtrauische Nachbarschaft wenig aus. Sie nannten ihn einfach – in den ersten Tagen wollten sich drei Arbeiter auf dem Hof Eier und Milch holen, waren aber von der Frau, Schlosser selbst zeigte sich nicht, mehr mit Handbewegungen als mit Worten abgewiesen worden – abwechselnd den Russen oder den Spion. Das älteste Kind vom Hof war eines Tages, verlegen die Schultasche schwenkend, in den Steinbruch unter die essenden Männer geraten, und sie hatten ihm zwei Ammonshörner, besonders hübsche sogar („schönen Gruß an den lieben Pappi“), in die feuchten Hände gedrückt. Seitdem war von den Kindern vom Steinbruch aus nichts mehr zu sehen. Sie durften anscheinend nur noch hinter dem Haus herumlaufen.

Sie lebten also nebeneinander her, die Grenze war Luft, aber deutlich; wenn nicht später doch eine vertagte Streitfrage aufgekommen wäre, verbunden mit dem Namen der γ -Schicht, die den hochwertigsten, kristallinen Marmor versprach und gerade in der Wand vor dem Schlosserschen Haus ihren stärksten Durchmesser erreichte. Der Besitzer hatte schließlich in einer Aufwallung von wütender Nervosität entschieden, daß jetzt, ohne falsche Scheu und Sparsamkeit, gehandelt werden müsse. Um erst einmal vorzufühlen, ordnete man den Sprengmeister zu einem Besuch bei Schlosser ab. Immerhin war er mit einem Mädchen aus dem Dorf verheiratet und galt dort unten als eine Respektsperson.

Auch darauf schien Schlosser vorbereitet, er baute sich auf die Schwelle seines Hauses und ließ den Sprengmeister nicht näher kommen. Hinter ihm leuchtete aus der Dämmerung des Flurs das gerötete Gesicht seiner Frau.

„Mit dem Scheckbuch, was?“ fragte Schlosser in höhnischem Sing-Sang.

„Nein“, sagte der Sprengmeister mechanisch. Diese Anspielung verdutzte ihn.

„Hätte auch keinen Zweck“, sagte wieder Schlosser, scheinbar schläfrig.

„Ich bleibe. Genau hier bleibe ich. Kein Geld hilft dagegen, nichts hilft.

Schlimm genug“, sagte er kaum hörbar, ihm schien die Stimme wegzubleiben,

„schlimm genug, was ihr bis jetzt angerichtet habt.“

Dem Sprengmeister fiel das Taschentuch aus der Hand, er bückte sich. 1934, sagte er noch im Aufstehen, sei der Bruch von der Gemeinde gekauft worden, ein klarer Vertrag, auch von Schlossers Vater unterschrieben. Er sprach sehr schnell, mit mühsam unterdrückter Stimme, und sah dabei starr in das zwischen seinen Händen ausgebreitete weiße Tuch.

Schlosser winkte ab. – „Ich muß es mir anhören, wer denn sonst?“

Seine trüben Fischeaugen hatten sich hell gerötet. Der Mann vor ihm schwieg, das schien ihn zu reizen.

„Ich kenne mich doch aus“, sagte er, halb vornüber geneigt. „Als Pionier, Herr, habe ich bißchen was davon gelernt. Das fängt so mit einem Streichholz an, mit einer Handvoll Schwarzpulver, und geht weiter mit Kesselschießen und Kammerminen. Da staunen Sie gar nicht mehr, wenn Sie an einem Schalter knipsen, und es geht nicht nur Licht an, nein, da fliegt eine ganze Brücke in die Luft, und Sie haben es geschafft, mit zwei Fingern. Bin ich so verrückt, mein Lieber, Ihnen einfach zu glauben, daß Ihnen das nicht Spaß macht? Noch fünfzig Meter an das Haus ’ran, na also, dann bohren Sie mir einen Stollen unter den Keller, und ich, ich werde mich hüten, Ihnen noch nein ins Gesicht zu sagen. Wir haben mal ein Minenfeld gelegt, soll ich Ihnen das erzählen, da ist am Abend der eigene Stoßtrupp draufgelaufen, eine Explosion neben der anderen, ganz spitze Stichflammen, und wir haben zugucken dürfen im Dunkeln und sie dann am Morgen alle fünf wieder zusammengelesen, was noch übrig war. Den Menschen sprengen, Herr, verstehen Sie was davon? Darauf läuft’s aber hinaus, oder soll ich . . .“

Niemand hatte seit Jahren eine so lange und fließende Rede von ihm gehört. Mitten im Satz unterbrach er sich, mit verschreckten Augen, machte kehrt und ließ den Sprengmeister einfach stehen mit seinem weißen Taschentuch.

Im Dorf hatte man davon gehört, und sie stellten sich ihm in den Weg, wenn er aufs Postamt kam oder Bier holte. Er knöpfte sich der Reihe nach erst die Knöpfe seiner Drillichjacke zu, bevor er antwortete.

„Mich können sie doch nicht“, sagte er, „auf dem eigenen Besitz können sie mich nicht beiseite schieben. Und meine Meinung darüber, die werde ich ihnen ja sagen können.“

„Aber der Ton, mein Lieber. Die können sehr böse werden.“

„Wenn schon“, sagte ein anderer. „Ich an deiner Stelle würde mich auch erst mal zieren. Bloß nicht gleich nachgeben. Um so besser zahlen sie dann.“

„Wieso?“ sagte Schlosser mit einem langen, mühsamen Blick. Gelächter antwortete ihm, und mit unbewegtem, grauem Gesicht stand er mitten drin, während die naßbeschlagenen Krüge prostend auf ihn zufuhren. Im Hintergrund glaubte er das ängstlich zurückweichende Gesicht seiner Frau zu erkennen.

Seine Frau wußte Bescheid. Ihre Erfahrungen waren gründlich, kamen von weit her, denn ihre Familie war berühmt für schwerfällige, über Generationen verschleppte Prozesse, die immer aussichtslos endeten. „Zum Prozeß kommt es“, sagte sie immer wieder und fühlte sich wohler, wenn sie daran dachte. Erst schrieben die Rechtsanwälte, später die Behörden, in immer dichter Folge trafen die Briefe ein. Am Anfang hatte er sie noch mit ein paar holzigen Wendungen beantwortet, aber dann verschwammen ihm die Zeilen immer unbegreiflicher vor den Augen, und er begnügte sich damit, die Schreiben zu einem sauber geschichteten Stapel zu ordnen. Die Vorladung des Gerichts erkannte seine Frau, die einen Sinn dafür hatte, ohne erst genau hinzusehen. Sie sagte nichts, hielt ihm den Brief nur hin, und ihr Gesicht verfärbte sich.

Schlosser sah sie nicht einmal an, faltete das Schreiben aus seinem Umschlag und legte es glättend auf die übrigen. Dann ließ er sie stehen und ging. Sie hörte ihn die Hauswand entlanggehen, langsam, Schritt um Schritt über den grauementierten Boden. Am Werkzeugschuppen mußte es sein, wo er stehen blieb. Als sie hinaussah, das Gesicht vorsichtig gegen die feuchte Mauer gepreßt, hatte er schon den Hackklotz hinausgerollt und legte sich zielend den ersten narbigen Kloben zurecht.

Taub fielen die Scheite zu Boden, sammelten sich zu seinen Füßen in schimmernden Haufen an. Wie heißes Metall surrten ihm die Splitter um den Kopf und schlugen an die schorfige Wand des Schuppens. Scheit über Scheit taumelte über die Kante. Auf dem Boden staute sich eine rissige Flut, harte, eckige Strudel. Noch einmal, immer wieder, das Beil scharf in die Luft gerissen, zögernder, splitternder Widerstand, lautlos fast, nur noch Blitzen und Rhythmus, auf und nieder, auf – nieder – auf.

Unten von den Baracken her, aus denen die Explosion sie herausgerissen hatte, sahen die Arbeiter ihn nur undeutlich durch den trüben Dunst der Dämmerung, wie er mit dem aufgeschlissenen Ärmel des Hemdes sich einige Male über die Stirn fuhr. Halb verdeckten ihn noch die qualmigen Reste der aufgefliegenen Gerätehütte. Ihnen ging alles zu schnell. Sie wußten im Augenblick nicht,

ob es nur eben passiert war – Sprengstoffe entzündeten sich selbst, unter bestimmten Bedingungen – oder was er damit zu tun hatte. Sie sahen ihn nicht fliehen, das verwirrte sie am meisten. Er trat nur beiseite, es sah von da unten her fast verlegen aus, wie einer, der nicht auffallen will, weil er nicht mehr getan hat als nur seine Schuldigkeit.

„Ihr Ochsen“, sagte der Sprengmeister, als sie dann neben dem brandigen Loch standen und er die Zündschnur in der Hand hielt. „Wenn ihr den seht, müßtet ihr wissen, was es geschlagen hat. In welche Richtung ist er nun?“

Nicht einmal das hatten sie beobachtet.

Zuerst war er nur den tiefgekerbten Spuren des Hohlweges in den Wald hinauf gefolgt. Durchsichtiges Dunkel zog sich oben um ihn zusammen. Unter seinen Füßen löste der Weg sich auf. Fahl kamen die Fichtenstämme ihm entgegen, traten beiseite, fielen lautlos hinter ihn zurück. Schon fühlte er, der Hang wurde steiler, den Nadelboden auf den Händen brennen, kriechend, aber ohne Mühe, schob er sich vorwärts, immer hinauf. Zeitweise verließ ihn das Gedächtnis. Es fiel ihm schwer, sich noch genau zu erinnern, was eigentlich geschehen war, und ihm wurde warm, während sich das Bewußtsein in Schleiern und Resten von ihm löste.

Vom Grat oben sieht man nachts die flirrenden Scheinwerfer das Dunkel in schmalen Streifen lichten. Für eine Stunde stauen sich auf der Chaussee helle Punkte im Band einer Kolonne. Erst am zweiten Tage spürte er den Hunger, und aus Langeweile begann er an Latschenwedeln zu kauen. Doch am Abend fiel Kälte ein, und gedankenlos ließ er sich über die Hänge hinuntertrudeln.

Grün hatte sich der Polizeiwagen aus dem feuchten Dunkel des Hohlwegs ins Morgenlicht geschoben. Schlosser stand selbst in der Tür des Hauses. Es erledigte sich alles schnell, sie hatten sogar Handschellen mitgebracht. Zwei-, dreimal sprang der Hund noch jaulend gegen die zugeschlagene Tür des Autos, dann mahlten die Räder langsam über den Hof. Und im Hohlweg verloren sich die letzten kläffenden Laute im Rauschen des hochgedrosselten Motors.

Alles fängt wieder von vorn an. Doch wer sich auskennt und es darauf ankommen läßt, der ist nicht kleinzukriegen. „Langsam“, sagte Bevermann in Tomsch III, „jede Bewegung langsam. Es lohnt sich. Denkt immer an die Hebelwirkung, langer Arm, kurzer Arm. Langsam, halbe Kraft, und Nerven abschalten.“ Laß sie ruhig einen Moment wütend sein, du machst es mit der Zeit. Auf einen einzigen Punkt sehen, konzentriert, während sie zu dir reden. Nach einer Weile wirst du ihnen nicht mehr zuhören müssen, und das wenige, was für dich wichtig ist, trotzdem verstanden haben.

Der Wagen, dem der detonierende Reifen den Boden unter den Füßen wegriß, sprang jäh zur Seite. Summend schüttelte sich das Metall der Karosserie, und mit langen Flügen sprangen die Fahrer über die Trittbretter.

Über den Boden vor seinen Augen zeichnete die Sonne schwarzgelb ein Gittermuster.

SCHWARZE KATZEN

Die schwarzen Katzen schleichen lautlos durch alle Straßen.
Wenn auch die Vögel dann morgens von ihren Träumen erzählen:
die schwarzen Katzen sind da.

Sie haben ihr Antlitz fast zu (denn es ist grausam)
und lügen: sie schliefen.
Aber die Schwanzspitzen zittern, und es ist nicht vom Wind.

Es ist die Erinnerung der Stunde.
Denn in dieser Stunde wird es geschehen,
daß ein Wirbel zerreißt oder ein Angesicht,
oder das Land eines ganzen Lebens.

Und dann werden wir plötzlich
mit steinernen Wangen über die Schultern schaun.
Aber wir sehen nichts mehr.

Doch unter den Bänken (fast noch in der Sonne)
wärmen sich schwarze Katzen.
Nur: schwarze Katzen.

*

Wenn die Goldenäugige an dein Fenster pocht
weißt du: jetzt ist es Zeit –

Jetzt ist es Zeit daß du
den Gürtel schnürst und die Sandalen
und über die Felder gehst
das Brot in der Hand (es ist das Zeichen)
bis zum Brunnen von Jericho

Denn dort warten alle die von den
Trompeten befohlen sind zum
Gesang
wenn die Goldenäugige
dunkel am Fenster pocht

und sie ist:
eine Taube

JENER TRAUM

Welt: eine Pyramide aus Schweigen; und
Straßen, angefüllt mit dem Atem des Ungewußten.
Aber zwischen den grauen Steinen der Blindheit
singen die elastischen Schritte der Erwartung ihren
seltsamen Ruf der Klarheit.

Hohe Mauern an beiden Seiten: Keiner weiß, wer er ist.
Keiner weiß, wo die goldene Kugel
unter den Trümmern schläft,
denn das Tor ist verborgen.

Aber wenn du das Wort weißt
(Worte aus Liebe geboren und aus
raumlosem Glauben),
dann tut sich die Pforte auf und die
Mitte beginnt.

Und wir müssen mit schweigenden Blicken die
Fülle trinken
und hindurchgehn durch alle Wunder, aber:
mit versperreten Händen.

Denn erst an der Schwelle
werden wir überschüttet mit dem heißesten
Golde des Wissens: daß wir sind.
Nur: daß wir sind.

ABENDS

himmel –
eine wortlose gebärde über uns

ein schwarzer vogel weint schon um
sein nest

gedanken der ruhe hängen
weiß von den gebirgen nieder

aber das befreite herz
ist nicht hiergeblieben –

wo ist der
wirkliche abend –

Unsere Mutter war eine bittere Königin;
sie hat uns geboren zwischen steilen Brüsten:
Hunger und Dunkelheit.

Denn sie trug das Zeichen und
sie trug das Nest der Fledermäuse in ihren Blicken
und an ihren Händen hing das Gewürm aller Zeit.

Was sie sprach, stahl ihr der Mond vom Gesicht,
denn sie sprach nur: des Nachts.
Und was sie schenkte, war Nesselsamen.

Aber am Kreuzweg (wo sich die Schritte zerschneiden)
haben wir ihr endlich das Erbteil entrissen:
eine Truhe mit goldenen Pfeilen.

Wenn sie davon gehn:
wir müssen nach, wo sie sind,
denn sie haben den Bogen breit vor ihrer Ellipse.

Darum sind uns die Schatten vergessen:
Hunger und Dunkelheit. Überall ist nun Weg.
Das Gras wächst erst, wenn wir drüber hinweggehn.

*

Als es Abend wurde streifte das Licht
einen jeden nur mehr scheu an der Wange
denn es hatte den Blick der steilen Liebe vergessen
und die Durchbohrten weinten ohne daß sie es sah'n –

Sie trugen in ihren Armen
das Gewicht der wartenden Uferstunden
aber es kam kein Spiegel mehr über die Hügel geschwommen
die Lampe blieb kalt

Doch wenn einer hinging mitten über die Tropfen der Nacht
strich ihm der Wind der Sterne das Haar vom Gesicht
und die Straße war aus Gesang

Von allen die über die Wogen gingen
versank dann nur einer mehr in der Gewohnheit:
weil er nicht glaubte.

FRIEDRICH PANSE / SPRACHE, SPRECHEN, DENKEN UND DEREN STÖRBARKEIT

Wenn wir schon – unter Hintansetzung gebührender Bescheidenheit – den menschlichen Geist in seinen Leistungen bewundern wollen, so verdient solche Bewunderung vor allem die Sprache. Sie ist es, die uns zu Menschen gemacht hat; neben der Gesittung zwar, in der wir es aber trotz verehrungswürdiger Vorbilder erst viel weniger weit gebracht haben; und neben den vielfältigen künstlerischen Anlagen, die aber nur einem auserlesenen Teil von uns zugänglich und andererseits weniger konstant im Hochstand ihrer Verwirklichung sind. Von der Sprache aber konnte Johann Gottfried Herder in seiner berühmten, im Jahre 1770 von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin preisgekrönten Schrift „*Über den Ursprung der Sprache*“ mit Recht den Satz prägen: „Ohne Sprache hat der Mensch keine Vernunft und ohne Vernunft keine Sprache.“ So ist es in der Tat.

Zwar hat es sicherlich ein Denken *vor* der Sprache gegeben; jedenfalls gibt es ein Denken ohne Sprache, wie jeder weiß, der im unvorhergesehenen Augenblick akuter Gefahr blitzschnell und ohne greifbare innersprachliche Vorgänge nicht nur reflektorisch oder instinktiv, sondern sinnvoll, vernünftig und überlegt handelt, sozusagen ein Urteil zur gegebenen Situation fällt. Aber von solchen Sonderfällen abgesehen, die uns erkennen lassen, daß Denken und Sprechen nicht schlechthin identisch sind, müssen wir doch anerkennen: Die Sprache ist das Vehikel, mittels dessen wir unsere Gedanken anderen vermitteln können. Und diese Gedanken wiederum hätten nicht die notwendige begriffliche Klarheit und Schärfe, wären sie nicht durch unsere Sprache sorgsam geführt. Kein Tier hat Sprache im menschlichen Sinne. Höhere Tiere verfügen zwar über zahlreiche Gefühls- und Empfindungslaute, mit denen sie „Zeichen geben“. Sie stoßen Angst- und Warnrufe aus, geben Locklaute und solche des Zugetanseins, des Erkennens. Aber alles das ist keine Sprache. Es sind instinktive lautliche Reaktionen, die den Tieren eingeboren sind, wie etwa dem Säugling sein Schreien und fröhliches Krähen und dem Kinde in der frühen Lallperiode sein Lallen. Erst die menschliche Sprache erhebt sich zur Funktion der Darstellung, des Berichtes, der Information über Sach- und Sinnverhalte.

Diese Funktion ist auch beim Menschen nicht eingeboren, nicht in der Anlage fertig gegeben. Sie ist eine Superstruktur, ein Epiphänomen, wie man es bezeichnet hat, etwas Aufgepfropftes also, etwas Hinzugekommenes, zu dem der Geist erst erzogen wird, das gelernt werden muß. Ein Kind, das – wie Kaspar Hauser – völlig isoliert aufwuchse, käme nicht zur Sprache. Dazu kommt es erst, wenn es in eine sprechende Umgebung hineinwächst und von ihr deren Sprache – meist ist es dann die Muttersprache – hört, allmählich versteht und lernt. Eine Sprachgemeinschaft muß also vorhanden sein, damit sich beim einzelnen die Sprache entwickeln und entfalten kann.

Wie kam es zu solchen Sprachgemeinschaften, wann und wie begann die

Menschheit zu sprechen? Wir sehen es meist als so selbstverständlich an, daß der gesunde Mensch spricht, und legen uns keine Rechenschaft darüber ab, wie es dazu kam. Auch die Bibel, der wir so viele Weisheiten zur Frühzeit der Menschheit verdanken, setzt voraus, daß die ersten Menschen, Adam und Eva, bereits sprachen, daß die Menschheit danach *eine* Sprache sprach, bis es beim Turmbau zu Babel zur Sprachverwirrung, zur Mehrsprachigkeit kam, weil Gott auf diese Weise der Selbstherrlichkeit der Menschen Halt gebieten wollte. Aber irgendwann in der Menschheitsgeschichte muß der Keim zur Sprachbildung gelegt worden sein. Wie diese Urformen der Sprache ausgesehen haben, wissen wir nicht. Darauf hat auch die Sprachwissenschaft keine bindende Antwort. Denn alle Sprachen auf dem heutigen Erdball, auch solche bei den isolierten Naturvölkern, die noch in Steinzeitkulturen leben, sind bereits Vollsprachen; ertümlich zwar in den Begriffsbildungen, dem rein Anschaulichen noch sehr nahe, doch voll entwickelt in Aufbau und Gesetzlichkeit, in Syntax und Grammatik und ganz und gar geeignet, Sach- und Sinnverhalte zu übermitteln und – wenn auch oft noch ohne Schrift – Traditionen und Erfahrungen über Generationen zu bewahren und fortzuführen.

Es ist möglich, daß – wie manche Sprachforscher meinen – entwicklungsge-
schichtlich gesehen der Sprache die Gebärde, die Ausdrucksbewegung voraus-
ging. Es ist möglich, daß zuerst aus Affektlauten hervorgegangene Laut-
gruppierungen verstanden, in gleicher Weise wiederholt und von anderen
Mitgliedern der Gruppe oder Horde benutzt und weitergegeben wurden. Man
kann darauf verweisen, daß auch die hochentwickelte Kultursprache noch
viele Elemente enthält, die sehr ertümlich anmuten: die Interjektionen, also
Ausrufe, wie „o“, „a“, „aha“, „pfui“ sind schon Worte, aber noch keine
vollen Begriffszeichen, und die lautmalenden Bildungen, sogenannte Ono-
matopoetika, wie „bums“, „pardautz“, „klikeradoms“, geben noch einen
Sinneseindruck wieder und gehen in Sinnggebung und Abstraktion nicht
darüber hinaus. Wohl haben sie sich – verfeinert – in lautsymbolische Bildun-
gen hineinentwickelt, bei denen zu allen Zeiten und in allen Sprachen etwas
Kleines, „Niedliches“ und „Zierliches“ durch Lautbildungen mit Verengung
der Stimmritze, etwas Großes und Furchtbares durch dunkle tiefe Laute unter
Erweiterung der Stimmritze ausgedrückt wird. Es ist klinisch interessant, daß
Kinder diese Interjektionen, Lautmalereien und dingnahen lautsymbolischen
Bildungen, die in der Sprache der Mütter eine große Rolle spielen, rasch lernen
und gut behalten und daß dieselben Gebilde andererseits beim krank-
haften Abbau der Sprache, bei den Kranken mit hirnorganischen Störungen
der inneren Sprache, die wir Aphasien nennen, als fixiertestes Sprachgut oft
am längsten erhalten bleiben.

Die Kultursprachen haben sich aber über diese Bildungen – sollten sie deren
Grundstock gewesen sein – längst hinwegentwickelt. Sie sind zum Ausdruck
des begrifflichen Denkens geworden. Sie haben die Stufe einer logischen Ob-
jektivierung erreicht, die wohl ihrerseits wieder ihren ersten Ausdruck in
der sprachlichen Schöpfung des „Namens“ gefunden hat, wie uns Ernst
Cassirer in seiner „*Philosophie der symbolischen Formen*“ gelehrt hat. Ganz gewiß

ist die Erarbeitung dessen, was wir vereinfacht „Namen“ nennen wollen, eine entscheidende Etappe in der Sprachentwicklung, wie man auch aus den allmählichen Fortschritten ablesen kann, die das Kind bei seiner Sprachaneignung macht. Nehmen wir unseren Ausgang von den Lallmonologen, die bereits dem Säugling das in der Bewegungsempfindung geübte und akustisch selbst erlebte Rohmaterial für seine mit der Sprechmuskulatur geformten Sprachansätze bilden. Um diese Zeit setzt auch ein noch sehr einfaches Verständnis für Gesprochenes ein, das sich allmählich über das Erkennen der Klangfarbe von einzelnen Stimmen oder von Beruhigungs- und Verbotsabsichten erhebt und einzelne Sinnverhalte miterfaßt, besonders wenn sie von Gesten begleitet sind. Das Kind lernt nach Art von Dressuren allmählich einfache Bewegungen ausführen, wobei das eigentliche Sprachverständnis zunächst noch sehr primitiv ist. Kennzeichnend ist hier ein Beispiel des Sprachforschers Preyer, dessen Kind auf die Aufforderung „Wie groß ist das Kind?“ die Ärmchen hob, in gleicher Weise aber auch bereits auf ein alleiniges langgezogenes „O-o-o“ reagierte. Allmählich bilden sich dann aus verdoppelnden Lallworten, wie „mama“, „baba“, „ham-ham“, die ersten ein- bis zweisilbigen Worte, die in ihren Bedeutungen noch ausschließlich Gefühls- und Wunschcharakter haben und im Grunde Einwortsätze darstellen. „Teita“ heißt: „Ich möchte spazierengehen.“ Das Sprachverständnis eilt jetzt der spontanen Sprechfähigkeit weit voraus, doch bleibt das Satzverständnis noch lange unvollkommen und knüpft an einzelne bekannte Worte an.

Hiernach stellen sich auch die Vorstufen der Namengebung ein, ein Durchgangsstadium, das auch als „vorlogisch“ bezeichnet wird. Wieder macht ein Beispiel Preyers deutlich, was hier gemeint ist. Sein Kind sah und hörte eine Ente auf dem Wasser und sagte, wohl auf das mütterliche „Quack-Quack“ hin, dann auch „kuak“. Von da an nannte es längere Zeit hindurch Münzen mit Adler, alle Vögel und Insekten, aber auch alle Flüssigkeiten „Kuak“. Jede Mutter wird zahlreiche ähnliche Beispiele nennen können. Die Dinge des Erwachsenen sind für das Kind in diesem Alter noch nicht Gegenstand der Bezeichnung, der Namengebung. Die Wortbedeutungen haben zwar ihren reinen Wunschcharakter verloren, sie entstehen aber noch auf Grund sehr unvollständiger, nur wenig analysierter Wahrnehmungen, bei denen durch zufällige Aufmerksamkeitsrichtungen nur die eine oder andere Seite des Wahrnehmungsobjektes – oder mehrere zugleich, wie bei dem Beispiel „Kuak“ – aufgefaßt werden. Ganz allmählich werden die Wortbedeutungen beim Kind logisch-begrifflich und nähern sich, da dem Kind die Wortbedeutungen der Erwachsenen immer wieder als Normen entgegentreten, auch inhaltlich diesen Vorbildern der Erwachsenen, bei denen der „Name“ in Fusionseinheit, in Zusammenfluß mit dem idealen Objekt, zu einem Ganzen geworden ist.

Wir sehen, wie mühevoll und schwierig der Sprach-Erwerb für jeden einzelnen ist, bis eben die Vollsprache erreicht ist – von vielen nie erreicht wird, wenn etwa geistige Entwicklungshemmungen diesen Prozeß stören und behindern: bei Hörstummen, bei Stammlern, bei mangelhaften Begriffsbildnern, bei Kindern mit ganz eingengtem Wortschatz und anderen Störungen der

innersprachlichen Entfaltung. Aber mit der Festigung der Namen, der Wortbedeutungen, ist natürlich die Sprachentwicklung noch nicht vollzogen und ihre Weite und Tiefe nicht erfaßt. Der wichtigste Teil der voll entwickelten Sprache ist jener, der, wie schon erwähnt, dem Bericht, der Mitteilung, der Information dient, wobei in der täglichen Umgangssprache in schwer analysierbarer Durchflechtung auch gefühlshafte und Ausdrucksmomente ständig hineinspielen. Schon beim Säugling sahen wir, daß die primäre Sinneinheit der Sprache offenbar nicht das Wort, sondern der Satz ist, im Anfang der Einwortsatz. Und solch ein Satz hat ein geradezu wunderbares Gefüge. Er ist eine spezifische Gesamtgestalt, die über die Summe der Worte mit ihren Bedeutungen hinausgeht und beim Sprachvorgang als eine Art Schema, ein Ausgangsregulativ, dem Haben der Worte vorausgeht. Es ist dies das seit Arnold Pick in der Aphasielehre, in der Lehre also von den inneren Sprachstörungen, berühmte Primat des Satzes vor dem Worte; eine Erkenntnis, die auf Wilhelm von Humboldt zurückgeht, der bereits vor rund 150 Jahren sagte: „Man kann sich unmöglich die Entstehung der Sprache als von der Bezeichnung der Gegenstände durch Wörter beginnend, und von da zur Zusammenfügung übergehend, denken. In der Wirklichkeit wird die Rede nicht aus ihr vorangegangenen Wörtern zusammengesetzt, sondern die Wörter gehen umgekehrt aus dem Ganzen der Rede hervor.“ Wenn man bedenkt, daß bei der Bildung jedes Satzes folgende sprachlichen Ausdrucksmittel notwendig sind, jederzeit parat sein müssen und sich innig verflechten: Betonung, Modulation und Tonhöhe, Tempo mit Pausen, die Verbindungswörter wie Präposition und Konjunktion, ferner Flexion, Deklination, Konjugation und Komparation, der Zugriff zum richtigen Wort aus einer Fülle sich anbietender Möglichkeiten, Wortstellung, Satzgliederung und Nebensatzbildungen mit gleichzeitigem Rückblick auf das bereits Formulierte, so bekommt jeder wahrhaft Respekt vor dieser Leistung seines Hirns, die sich so ganz selbstverständlich vollzieht.

Aber auch damit ist noch nicht das Wesen der Sprache in seinem Kern erfaßt. Es ist erst die geistige Sinnggebung, auch Bedeutungsfunktion genannt, welche die Sprachzeichen und -elemente zu dieser Bedeutung für uns erhebt. Diese geistige Sinnggebung aber gehört schon der gleichen Sphäre an, in der das *Denken* verläuft. Wir sagten schon, daß Sprechen und Denken nicht identisch sind, daß es ein Denken ohne sprachliche Stütze gibt und – gar nicht selten, gerade auch in krankhaften Fällen – ein Sprechen ohne Denken. Aber es ist im Ganzen doch so, daß jedem Gedanken eine Tendenz innewohnt, sprachliche Gestalt anzunehmen. Dabei gehen rein anschauliches Denken (etwa Tagträume) oder sprachlich nur vage und andeutungsweise gefaßtes und schließlich sprachlich-syntaktisch formuliertes Denken völlig fließend ineinander über. Die Gedanken sind dabei unsinnliche Träger von Begriffsinhalten, mit denen wir mit Hilfe der Sprache willkürlich operieren können oder die uns auch unwillkürlich zuströmen, ohne sprachlich gefaßt sein zu müssen. Es gibt ein straff-logisches und dennoch sprachloses „übersprachliches“ Denken. Das läßt sich wohl am besten durch zwei Beispiele erläutern.

Das eine fußt auf dem Innenerleben des Extremfalles der sogenannten Dreisinnigen, wozu uns die hochbegabte taubblinde Helen Keller durch eigene Schilderungen Einsicht verschafft hat. Sie hört nicht und sieht nicht; Seh- und Gehörseindrücke und -erinnerungen können also die innere Sprache nicht stützen und Denkvorgänge nicht unterbauen oder begleiten. Was „sprachlich“ in ihr vorgeht, sind Erinnerungen an Tasteindrücke von der Fingersprache her und an die Selbstempfindungen ihrer eigenen Fingerbewegungen. Als sie über ihre Lehrerin, Miß Sullivan, mittels des Fingeralphabetes das Sprechen lernte und über das Gelernte nachdachte, schlugen ihr – wie sie sagte – die Gedanken „wie die zarten Flügel kleiner Vögelchen gegen die Fingerspitzen“. – Schwer nachföhlbar, aber doch in Vergleich zu setzen dem sprachlich-akustischen Anklingen der Gedanken beim Vollsinnigen. Heute ist Helen Keller über 70 Jahre alt, Schriftstellerin und Philanthropin von Rang. Sie hat ihre Sprach- und Denkfähigkeit wahrlich bewiesen, obwohl sie eine artikulierte Sprache in unserem Sinne nicht besitzt. Und was empfindet sie heute beim Denken? Sie erinnert sich, wie sie mir freundlicherweise schrieb, daß ihre innere Sprache in ihrer Kindheit noch inneres Buchstabieren war; und sie werde manchmal noch heute dabei ertappt, daß sie für sich selbst mit den Fingern buchstabiere. Und ihre Gedanken seien zunächst solche, ähnlich den durch Beröhrung entstandenen innersprachlichen Vorgängen, gingen aber augenblicklich in intellektuelle Meinungen (intellectual meanings) über, ohne ihr noch als verbale Sprache bewußt zu werden. Diese Vorgänge seien ihr im Grunde ebenso rätselhaft wie denen, denen sie darüber berichte. Was bei Helen Keller, und eben bei den Dreisinnigen, vorgeht, ist ein Denken ganz ohne sinnliche Stütze, ein von Sinnesspuren gereinigter absoluter Denkvorgang, der uns in dieser sinnesentleerten Form nur bei den Taubblinden entgegentreten kann. Ein weiteres Beispiel sprachlosen „übersprachlichen“ Denkens ist wahrscheinlich das mathematische Denken in seiner hochausgebildeten Form, bei dem die ursprünglich sprachliche Symbolwelt mit ihren Zahlbegriffen und sprachlich gefaßten mathematischen Ableitungen ein gedankliches Eigenleben bekommt, das sprachlicher Formulierung nicht mehr zugänglich ist. Auch hier bilden Abstrakta und eben sprachlose logische Verknüpfungen ein Denksystem, dem die Sprache, obwohl sie ihre Schöpferin war, sozusagen nicht mehr hat folgen können. Von solchen Ausnahmen abgesehen, liegt aber im Grunde ein durchgängiges, wesensmäßiges Aufeinanderbezogensein von Denk- und Sprachvorgängen vor. Und auch in den Störungsfällen der inneren Sprache, bei den Aphasien, bleibt es oft unentscheidbar, ob *nur* die Sprache oder *nur* das Denken gestört sind.

Auch der Gesunde steht solchen Unterscheidungsschwierigkeiten gegenüber, wenn er etwa in einer Rede „den Faden verliert“ und nun in Selbstbeobachtung entscheiden soll, ob der „Faden“ im Medium der Gedanken oder in dem der Sprache verlorengegangen ist. Die Antwort ist wohl: „in beiden Medien“. Jedem Gesunden ist auch bekannt die qualvolle Suche nach einer Bezeichnung, einem Namen, der einem nicht „einfallen“ will. Er ist entweder noch gar nicht gegenwärtig, oder er „schwebt auf der Zunge“. Im letzten Fall sucht man

wohl schon im Sprachlichen: man weiß etwa, daß ein „a“ darin ist oder daß das Wort mit einem „b“ anfängt und kurz ist. Im ersteren Fall sucht man dagegen wohl nach gedanklichen Beziehungen, oder man tastet sich auf beiden Wegen vor. Diese Störungen, daß der Fluß der Rede entschwindet, oder Worte, Begriffe, Namen sich nicht anbieten, findet man ins Krankhafte, bis zum völligen Versagen, gesteigert bei einer häufigen Beeinträchtigung der inneren Sprache, die amnestische Aphasie genannt wird und die vom Erkrankten als sehr quälend empfunden werden kann.

Es gibt aber auch Krankheitsfälle, bei denen die Störung recht eindeutig im Medium der gedanklichen Verknüpfungen, der Assoziationen, liegt, sich aber dann, ins Sprachliche übergehend, als sogenannter Sprachzerfall manifestiert. Das trifft vor allem für manche chronisch kranken Schizophrenen zu, die schizophasisch sind, wie wir das nennen. Zwei kurze Beispiele von einem Patienten meiner Klinik mögen das verdeutlichen. Er sagte auf die Frage, ob er in „Haus III“ untergebracht sei: „Nein, Haus I und in den grenzbefestigten Zonengebieten. Das hat die deutsche Wehrmacht der Hinterbliebenen-anwartschaft der neutralisierenden Völker hinterlassen.“ Und beim Rorschach-Test, bei dem bestimmte Klexographien, die mit ihren unregelmäßigen Formen zu Deutungen anregen, vorgelegt werden, nachdem er statt „Blatt“ „Blattwerk“ gesagt hatte und nach dem Grund gefragt worden war: „Ich habe meinen Naturschutz damit außer Kraft gesetzt, um etwas schaffen zu dürfen . . . nicht ganz in der Aufwertung eines Gegners. – Der Pilz ist eine erzieherische Mitbeobachtung, auch eine seelische Zusage zu allen Anschuldigungen, wo wir früher Ehrenbezeugungen machen durften.“ Man sieht, daß hier die sprachlichen Satzbauregulative im wesentlichen erhalten geblieben sind; es werden sogar Neben- und Schachtelsätze bis zum geglückten Ende geführt. Aber der gedankliche Zustrom in dieses sprachliche Regulativ oder Schema ist bis zur Unverständlichkeit gestört. Dabei verhalten sich diese Kranken so, als ob sie völlig vernünftige und verständliche Aussagen machten, und können befriedigt und bestätigend mit dem Kopf nicken, wenn man ihnen ihre zerfahrenen Sprachproduktionen auf Band wieder vorführt. Für sie selbst sind sie sinnvoll. Auch dies kann man als Beweis dafür werten, daß die Störung im gedanklichen Bereich und im Bereich des Bedeutungsbewußtseins liegen muß.

Welche Organe stehen dem Hirn nun zur Verfügung, um die Sprachfunktion zu gewährleisten? Bei allen Bemühungen gerade um diese Frage, die immer ein besonderes Anliegen der Aphasieforschung war, sind die gesicherten Ergebnisse bisher verhältnismäßig bescheiden geblieben. Alles Psychische in der Sprache entzieht sich einer Zuordnung zu bestimmten Hirnorten. Und das Psychische bildet den wesentlichen Anteil. Der impressive Pfeiler der Sprache jedoch, der die Spracheindrücke aufnimmt und dem Ohr und der Hörrinde zugeordnet ist, und der expressive Pfeiler, der die Artikulation, also die Formung der Laute, beim Sprechen ermöglicht und der motorischen Rinne zugeordnet ist, sind insofern örtlich zu bestimmen, als wir wissen, von welchen Hirnorten aus diese Funktionen am ehesten störbar sind. Man spricht hier

gern von Werkzeugfunktionen des Hirns im Sprachbereich. Beide, die impressive wie die expressive, haben beim Rechtshänder ihr Übergewicht in der linken Hirnhälfte und umgekehrt beim Linkshänder. Beide Pfeiler haben zudem ausgesprochene mnestische Funktionen im Sinne des Behaltens und Wiedergebens von Gelerntem auf der motorischen Seite, des Erkennens und Wiedererkennens auf der impressiven Seite. Ist beispielsweise der motorische, artikulatorische Pfeiler gestört, dann wird ohne eigentliche Lähmung nicht mehr gewußt, wie ein Laut, ein Wort mit den Sprachwerkzeugen zu formen ist. Schon Broca, ein bedeutender französischer Aphasieforscher, hat vor nahezu 100 Jahren erkannt, daß in solchen Fällen nicht das „pouvoir parler“, sondern das „savoir parler“ gestört ist. Es ist also eine mnestische Komponente betroffen, ein Nicht-mehr-wissen-Wie; aber sie liegt gewissermaßen peripherer als bei der schon erwähnten amnestischen Aphasie, wo das Versagen sehr viel tiefer im innersprachlichen, sogar im gedanklichen Bereich liegt. Ähnlich ist es auf dem Eindrucks-Schenkel. Denn um Gehörtes auch verstehen zu können, muß man es wiedererkennen können, zurückgreifen können auf Bekanntes, und zum Wiedererkennenkönnen gehört in allen Sinnesbereichen eine mnestische, d. h. eine Gedächtniskomponente.

Mit diesen Hinweisen ist nur einiges Wesentliche zu diesen Werkzeugfunktionen herausgehoben; sie leisten bei weitem mehr, und dennoch bilden sie nicht die Sprache selbst, wie man lange geglaubt hat. Auch hier wieder läßt sich dies am anschaulichsten am Beispiel der Dreisinnigen belegen. Wenn sie Laute mit Lippen, Zunge und Kehlkopf formen, so ist dies ein eingelerntes Kunstprodukt. Sie „sprechen“ mit den Fingern, empfinden die Sprachreize über die Berührung in den Handflächen und teilen sich mit Fingerbewegungen, im Fingeralphabet, mit. Beide Pfeiler des Sprechens beim Gesunden, der akustische und der artikulatorische, sind ausgeschaltet. Und dennoch ist beim Dreisinnigen Entwicklung der Vollsprache möglich, und zwar deswegen, weil der Mensch eine primäre, von Sinneseindrücken und Handlungsfähigkeit unabhängige psychische Fähigkeit besitzt, ein virtuelles, d. h. ein wirkungsfähiges Sprachvermögen. Dieses Sprachvermögen bedarf zur Verwirklichung, zur Kontaktaufnahme mit der Umwelt, eines Sinnesfunktionsystems, das beim Gesunden vom artikulomotorisch-akustischen System dargestellt wird, aber im Falle des Ausfalls durch andere Funktionssysteme ersetzt werden kann. Dieses wirkungsfähige Sprachvermögen stützt sich also in der Regel nur auf das Sprechhörssystem, doch können andere Funktionssysteme, wie das Tast-Fingerbewegungssystem beim Dreisinnigen, zum gleichen Verständigungsergebnis führen. Alle sprachlichen Formulierungsvorgänge, die dem motorischen Sprechakt vorausgehen, und alle höheren Stufen des Sprachverständnisses können ablaufen, ohne daß Lautsprachliches dabei mitwirkt. Die Lautsprache ist lediglich das in ihren sinnlichen Stützen geeignetste Medium zum Vollzug des virtuellen, also des wirkungsfähigen Sprachvermögens.

Es zeigt sich somit, daß unser Hirn in wahrhaft staunenswerter Weise eine großartige, an keinen Hirnort streng gebundene Anpassungsfähigkeit zeigt,

um dem ihm innewohnenden Sprachvermögen Ausdruck zu geben. Es bleibt uns noch daran zu erinnern, daß die Sprache, und zwar erst in der überblickbaren Zeit der Menschheitsgeschichte, ein Kind geboren hat, das aus dem Menschen den Kulturmenschen machte, das ist die Schrift.

Wenn wir schon feststellen mußten, daß die Sprache keine eingeborene Fertigkeit, sondern ein zu erlernendes psychisches Epiphänomen, ein Überbau, ein zusätzlicher Erwerb ist, zu dessen Beherrschung der Mensch erst allmählich gekommen sein kann, so ist die Schriftsprache wiederum ein Abkömmling dieses Epiphänomens; kein Wunder, daß sie infolgedessen ein Späterwerb ist, in dessen Besitz viele Völker bis heute noch nicht gelangt sind. Sie ist, wie Leischner kürzlich definierte, ein akzessorischer, ein hinzugetretener Erwerb, der vorhanden sein kann, aber nicht in jeder Kultur vorhanden zu sein braucht; also anders als die Sprache. Schon in der Altsteinzeit tauchen bildhafte Felsritzungen auf, sogenannte Piktographien, die man als Mittler des sprachlichen Mitteilungsbedürfnisses an nicht Anwesende oder auch eines Fixierungsbedürfnisses des sonst so flüchtigen sprachlichen Ausdruckes ansehen kann. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, entwickelten sich die Schriften in der Welt aus solchen Bildern, die zu Wortbildern und in weiterer Abstraktion zu Ideogrammen – zu Begriffsbildern – wurden.

Bekannte Beispiele hierfür sind die ägyptischen Hieroglyphen und die heute noch gebräuchlichen chinesischen Schriftzeichen. In der Weiterentwicklung haben neben Silbenschriften vor allem die Buchstabenschriften, welche die Sprache in Laute zergliedern, die größte Verbreitung gefunden.

Als die Schrift gefunden war, war man sich der Bedeutung dieses großen Fortschrittes noch voll bewußt. Im alten Sumer gab es eine Göttin der Schreibkunst, und Könige legten sich den Ehrentitel eines „weisen Tafelschreibers“ zu. Heute ist das Schreiben für uns etwas Alltägliches geworden. Zur Verwirklichung der Schrift bezieht das Sprachvermögen als geeignete Mittler und Sinnesträger die Feinmotorik der Hand und die optischen Funktionen, zum Lesen, mit hinein, so daß wir nunmehr weite Bereiche unseres Hirnfunktionssystems in den Dienst der Schriftsprache gestellt sehen. Es wird deshalb niemanden wundern, daß Schreiben und Lesen schwerer erlernbar sind als das Sprechen; und es wird auch einleuchten, wenn ich sage, daß das in der Schriftsprache Erworbene in Krankheitszuständen in Form von Schreib- und Lese-Ausfällen am verletzlichsten ist. In Störungen des Schreibens und in der Lesefähigkeit treten uns oft die ersten Zeichen krankhafter Veränderung der Hirntätigkeit entgegen. Sie sind besonders feine diagnostische Anzeiger für beginnendes Hirnversagen oder auch für primäre Hirnunuzulänglichkeiten bei angeborenen Intelligenzmängeln.

Auf der anderen Seite kann niemand, der in den Hochkulturen sozial bestehen will, außerhalb der Schriftsprache bleiben. Die Zeiten sind vorüber, in denen Überlieferung und Wissensschatz mündlich weitergegeben wurden. Tradition, Geschichte, Geisteswissenschaften, Naturwissenschaften und Technik bekamen erst ihre feste Gestalt, ihre zuverlässige, und vor allem auch Wissen anhäufende und so dauernden Fortschritt ermöglichende objektive Über-

lieferbarkeit durch die Schrift. Erst durch sie und ihre Schwester, die Symbolwelt der Zahlen und meßbaren Größen, konnte der Standard unserer Zivilisation erreicht werden, in den wir heute gestellt sind. Blicken wir auf das höchst differenzierte psychische Geschehen zurück, das dem Sprachvermögen zugrunde liegt, und auf die Welten, die es uns eröffnet hat, so werden wir der Meinung sein müssen, daß unsere, von uns so selbstverständlich hingenommene Sprache sich bei genauerer Betrachtung als ein Bewunderung erregendes psychisches Phänomen erweist, dessen Struktur und Bedeutsamkeit wir erst in den Anfängen erfassen können. Wiederum hat Herder hier die rechte Wertung gefunden, wenn er sagt: „Außer der Genesis höherer Wesen ist die menschliche Sprache vielleicht das größte Wunder der Erden-schöpfung.“

Was uns verhängt ist, kann sich öffnen, und weit und breit keine Spur von Schicksal.

Das Ephemere ist nicht nur das Wertlose, sondern auch das Wertvolle. Zuweilen fällt ein Auge auf etwas, und der Fluß des Vergehens staut sich.

Wenn nicht alles trägt, trägt alles. Damit der Gedanke hoffnungsvoll würde, müßte er hier einsetzen. Goethe: „Daß man gerade nur denkt, wenn man das, worüber man denkt, nicht ausdenken kann!“

Dumpfer Traum; deutlicher Tag.

Wir übertreiben, aber es ist noch schlimmer.

Es gibt deren manche, und sie nehmen den Mund voll von Grauen. Wenn dann das Leben sie ausspucken heißt, gehorchen sie schnell und willig, und das nennen sie großmäulig Verzweiflung.

Im Nichts lockt die Eitelkeit, im Punkte leuchtet der Trost.

Die wirkliche Verzweiflung beginnt erst, wenn der Trost wankt. Selbst dann braucht er nicht zu stürzen.

Mache dir nichts vor, aber auch nichts nach. Man sieht dich.

Am 4. Juni 1959 würde Theodor Haecker achtzig Jahre alt geworden sein. Noch im Dezember 1942 schrieb er in seinen „Tag- und Nachtbüchern“: „In diesen Tagen habe ich Ahnungen und Warnungen, daß ich lange leben werde . . .“ Es ist dann aber doch anders, als der Mensch dachte, gekommen. Ehe der Krieg ganz zu Ende war und Haecker das verzehrend herbeigesehnte Ende des „Dritten Reiches“ erleben konnte, ist er am 9. April 1945 in dem schwäbisch-bayrischen Ort Ustersbach bei Augsburg gestorben; einsam, ein indirektes Spätopfer des Krieges, nach zweitägiger heftiger Erkrankung an einem diabetischen Koma. Sein Grab befindet sich auf dem Friedhof des Dorfes.

Was hätte Haecker getan, wo stünde er heute, was hätte sich in seinem Denken vielleicht geändert, erweitert oder auch fixiert und verhärtet, fragt man sich zuweilen, wenn man ihn in Gedanken, da noch mancher seiner Generation unter uns ist, in den veränderten Umständen der Gegenwart fortleben läßt? Die unmittelbare Nachkriegszeit hat uns dank der Fürsorge, ja der Leidenschaft des Kösel Verlages für diesen seinen bedeutendsten Autor eine lange Reihe neuer Ausgaben Haeckerscher Schriften beschert. Die älteren sind – leider mit Ausnahme von „Satire und Polemik“, einem Werk, das Haecker selbst nicht mehr aufgelegt wünschte – vollzählig wiedererschienen. Aus dem Nachlaß des seit 1938 mit „Publikationsverbot“ Geehrten kamen neben einer kleinen Schrift „Metaphysik des Fühlens“ vor allem die zwischen 1939 und 1945 geschriebenen „Tag- und Nachtbücher“ schon 1947 in einer ersten, vom Verleger Heinrich Wild selbst besorgten Ausgabe an die Öffentlichkeit. Sie taten, wenn man vom Vergilbuch absieht, mehr Wirkung als irgendein anderes Werk Haeckers. Heinrich Wild hat wohl Recht, wenn er im Vorwort sagte: „Auf die Frage, welches von den Büchern Haeckers alles in allem genommen das bedeutendste sei, würde ich ohne Umschweife antworten: es sind die Tag- und Nachtbücher.“

Gleichwohl ist es seit einigen Jahren stiller um Haecker geworden. Mit dem schlechten Papier der Nachkriegszeit scheint auch etwas von seiner gloria, seiner lebendigen Wirkung vergilbt zu sein. Der achtzigste Geburtstag kann daher als Aufforderung dienen, mit der Distanz eines gewichtigen Jahrzehnts, wenn schon nicht das gesamte Werk, so doch einige seiner Seiten einer erneuten Betrachtung und Überprüfung zu unterziehen. Der Kösel-Verlag hat uns mit dem ersten und zweiten Band seiner geplanten Gesamtausgabe („Essays“ und „Tag- und Nachtbücher“) die hierfür nötigen Textunterlagen geliefert. Diese sorgsam ausgestatteten, in dem kleinen Format der Hochland-Bücher herausgekommenen Bände lassen, wenn man den Ausführungen von Eugen Blessing im Märzheft von „Wort und Wahrheit“ folgen will, bei den „Essays“ für eine künftige Haeckerphilologie einiges zu wünschen übrig. In den „Tag- und Nachtbüchern“ wiederum vermißt der vertraute Leser die

für Haeckers Biographie nicht unwichtige Einleitung Wilds der ersten Ausgabe. Derlei sollte aber auch nicht überbewertet werden, zumal ehe es sich in seiner Wichtigkeit erwiesen, ehe sich also die Grade der Konsistenz von Haeckers einzelnen Werken etwas deutlicher als bisher geklärt haben. Was im Hinblick auf eine Gesamtausgabe am ehesten gewünscht werden könnte, scheint uns die Aufhebung des Embargo für den seinerzeit im Brenner Verlag erschienenen Band „Satire und Polemik“ zu sein. Unter Kennern Haeckers und der Literatur der zwanziger Jahre gilt dieser später nicht mehr erschienene Band seit langem als eine kleine Kostbarkeit. „Satire und Polemik“ mag ein „ärgerliches“ Buch sein, bleibt aber wahrscheinlich das vitalste Dokument der frühen, vielleicht der gesamten Schriftstellerei Haeckers. Liest man heute einmal wieder „naiv“ in diesen alten Aufsätzen, so bestätigt sich ein solches Urteil auch noch nach fast vier Jahrzehnten. Ja, es stellt sich die ironische Sachlage heraus, daß von allen Werken Haeckers diese verleugneten Aufsätze seine „glänzenden schriftstellerischen und bescheidenen denkerischen Gaben“ (Walter Benjamin) vielleicht am besten widerspiegeln. Ihre unmittelbare Wirkung erscheint insofern am unproblematischsten, als „Probleme“ hier nur in Gestalt von Irrtümern, die sich für den intelligenten Leser von selbst erledigen, zutage liegen, während der überproblematische Lebensgehalt, der allein über Rang und Dauer einer Schriftstellerei entscheidet, in kaum einem andern Werk Haeckers sich so frisch und ansteckend bezeugt. Die Aufsätze sind unentbehrlich, wenn man einmal an so etwas wie eine Gesamtwürdigung und Charakteristik Haeckers herangehen sollte.

Wir haben in unserer Literatur wenig große Satire und Polemik, vielleicht zu wenig, um sichere literarische, nicht nur inhaltliche Qualitätsbegriffe hierfür bilden zu können. Neben Karl Kraus dürfte der frühe Haecker einer der wichtigsten Namen auf diesem Feld bleiben. Seine Polemik arbeitete zwar mehr mit inhaltlichen statt sprachlich-formalen Kriterien als die des Wieners, zielte aber auf ein analoges Hochgericht über den Zeitgeist und dessen literarische Repräsentanten. Haecker brachte gute Voraussetzungen für einen bedeutenden Satiriker mit: ein hinreißendes Furioso der Rede; Ironie und Sarkasmus; eine von Zorn stimulierte, aber doch sorgsam ihre syntaktische und grammatische Kontur wahrende Sprache; das große Pathos des subjektiven Rechthabens, wie es sich nur aus absolutistischen Standpunkten herleiten läßt, und schließlich eine Unmittelbarkeit der Denkansätze, die sich am ehesten ein literarischer Selfmade-man so frisch zu bewahren pflegt. Daß die Rechnung auch bei besten charakterlichen und geistigen Anlagen kaum glatt aufgeht, daß besonders ein „christlicher“ Autor, der Haecker ja schon auf dieser frühen Stufe so nachdrücklich gewesen ist, einmal vor der Teufelskomponente in solchem „mörderischen“ Tun erschrickt, läßt sich verstehen, wie auch die persönlichen Konsequenzen Haeckers, daß er das Buch später nicht mehr erscheinen lassen mochte, zu respektieren sind. Man wird nur eineinhalb Jahrzehnt nach seinem Tode dies kaum noch im buchstäblichen Sinn auslegen müssen.

Es kommt hinzu, daß gerade die „Tag- und Nachtbücher“, also Haeckers

wichtigstes Spätwerk erst im Rückblick und auf der Folie dieser frühen Schrift richtig gewürdigt werden können. In keinem andern Werk Haeckers triumphieren „Satire und Polemik“ ein zweites Mal mit solcher Schroffheit und Leidenschaft wie in den mitternächtlich-einsamen Niederschriften der Kriegsjahre. Was zwischen diesen beiden großen Dokumentationen von Haeckers Charakter und Temperament liegt, was er an anderen Werken geschrieben hat, erscheint dem heutigen Leser daher bisweilen nur als ein Zwischenspiel, eine unbewußte Vorbereitung für die eigentlich beispielhafte Daseinsleistung im letzten Akt seines Lebens, als sich alle seine Kräfte in den geistigen Widerstand gegen eine Unzeit zusammenzogen, der nur mehr mit einem in die Nähe von Opfer und Martyrium geläuterten und geschärften Wort angemessen zu begegnen war. Wenn es wahr ist, daß Haeckers Existenz in jenen Jahren wie wenige andere beispielhaft für das war, was man etwas vage „innere Emigration“ genannt hat, so wird man berücksichtigen müssen, von wie langer Hand ein solches Schicksal vorbereitet werden mußte, wie es sich in den noch gleichsam leer laufenden, kein rechtes Objekt vorfindenden Ausbrüchen des jungen Polemikers nach der subjektiven Seite hin bereits ankündigte.

All das läßt sich nun auch heute kaum so unmittelbar, wie es hier vorgetragen wird, dem Werk Haeckers entnehmen. „Manche Worte, gelöst von der Stimmung, aus der sie kamen, und der Stimme, die sie gesagt, verlieren die Hälfte ihrer Kraft und Bedeutung.“ Dieser Satz aus den „Tag- und Nachtbüchern“ ließe sich beinahe gegen Haecker selber wenden und als Motto über die Wiederbegegnung mit seinem Werk, zum mindesten mit dessen *de facto* wie *de jure* wichtigstem Teil, eben den Kriegsaufzeichnungen, stellen. Das ist eine etwas melancholische Einsicht, die im einzelnen erwiesen und diskutiert werden muß.

Haecker hat sein Erlebnis des Nazismus und den wachsenden Abscheu vor dem zu einem solchen Ungeheuer sich verdichtenden „Zeitgeist“ gemäß der Anlage seines Denkens im wesentlichen unter religiösen, christlich-katholischen Gesichtspunkten zum Ausdruck gebracht. Er hat von dieser absolutistischen Position her besser als die meisten andern Widerständler gewußt, nicht nur gefühlt, was zu hassen war, längs welcher komplizierten Bruchlinien die Auseinandersetzung mit dem Gegner von Fall zu Fall geführt werden mußte. Wir heute haben es ihm gegenüber leichter, nachdem die Erträge und Konsequenzen alles dessen, was damals auf der menschlichen, geistigen und politischen Ebene experimentiert, gewagt und vor allem gesündigt wurde, offenbar geworden sind. Man wird nicht vergessen dürfen, gerade wenn man das zuweilen etwas entleerte Pathos, die mannigfachen Überspitztheiten und Kurzschlüsse in Haeckers Denken zurechtrücken möchte, daß er einer Generation mit sehr schwierigem und verführerischem Erbe angehörte. Nicht nur daß ihr der christliche Glaube weithin verloren ging, war das Charakteristikum dieser Generation, sondern daß in losem Zusammenhang hiermit aller Primat der geistigen vor den Vitalwerten geschwunden war, daß die wichtigsten negativen Erfahrungen menschlicher Existenz: Angst, Sünde, Gebrochen-

heit, Erlösungsbedürftigkeit, kaum noch ernstlich im Horizont des maßgebenden Denkens und Dichtens der Zeit lagen. All das hat Haecker in großen, oft auch nur in groben Zügen sich selbst zurückgeholt, seinem eigenen Denken und Schreiben integriert, in seiner Kritik und Polemik zur Waffe geschärft. Wie wir heute leicht sehen können, geschah es mit unzureichend-autodidaktischen Mitteln, mit mehr Leidenschaft als Wissenschaft, mehr Instinkt als Intellekt, aber doch aufs Ganze gesehen mit solcher Kraft und Authentizität, daß er kaum seinesgleichen in seiner Generation gehabt hat. Wenn man dies vorweg sagt, kann man im Abstand der Jahre nun auch feststellen, was uns Haecker schuldig geblieben ist, wie von ihm wider Wissen und Willen auch ungunstige, überlebte Seiten des Zeitgeistes ihren Tribut genommen haben.

Die „Tag- und Nachtbücher“, Haeckers „Testament“ gehören kaum in dem Sinne zur „großen Literatur“, daß man sie unabhängig von den vielen Imponderabilien ihrer Entstehungszeit nur um ihres objektiven Gehaltes willen wieder und wieder lesen mußte. Die Zeit hat schon in den verflossenen fünfzehn Jahren viel Glanz an ihnen zum Schwinden gebracht, mehr sogar als an den alten Aufsätzen des jungen Haecker und an den stärksten Passagen des Vergilbuches oder der Essays. Das kündigt sich von der äußerlichsten Seite her in solchen Bemerkungen an, die eindeutige sinnlich-reale Voraussetzungen der Zeitgenossenschaft beim Leser machen. Mehrmals hat Haecker „die Stimme des Ansagers“ als das „für die Ausgestorbenheit eines ganzen Volkes repräsentative Organ“ in der Einsamkeit seiner Nächte, wenn sie als einzige um ihn war, angeprangert; zweifellos mit Zustimmung des Lesers, der diese Stimme selbst noch im Ohr hat und ähnlich auf sie reagierte. Wie soll jedoch einem späteren Leser die Tiefe des Abscheus, die Haecker offenbar von einer subtileren Charakteristik des Phänomens zurückhielt, mit diesem bloßen Hinweis glaubhaft gemacht werden? Die Ironie der Wirklichkeit hat es herbeigeführt, daß jener Ansager des Deutschlandsenders nach menschlich sehr harten Schicksalen seine Epoche überlebte und sich mit verwandelter Stimme, vielleicht sogar mit verwandeltem Geist, auch heute wieder für wichtige Kommentare und Nachrichten als Sprecher unentbehrlich gemacht hat. Derlei kann die betont physiognomische Komponente in Haeckers Denken illustrieren und zugleich in Frage stellen. Nur zu sehr ist er mit ihr ein Sohn seiner Zeit gewesen, obwohl sie bei ihm doch nicht so dominiert wie bei vielen „freien“ Intellektuellen, die nur aus Instinkt und ästhetischem *dégout* Gegner des Naziregimentes und seiner physiognomisch in der Tat unqualifizierbaren Repräsentanten gewesen sind, ohne der „schauerlichen Schurkerei“ und „ewig unsagbaren Dummheit“ eine klare Gegenwelt konfrontieren zu können. Erheblich schwerer als solche impressionistischen Zeitelemente wiegen jedoch geistige Verklammerungen mit dem Gegner, die sich bei Haecker von seiner Polarisierung, die den Feind überhaupt nicht mehr aus den Augen läßt, ergeben. Sie führt sogar zu unbewußter Übernahme verabscheuter Denkweisen und Begriffe. Auch hier liefern die „Tag- und Nachtbücher“ besser als andere Werke deutliche Beispiele. Haecker war seiner Grundanlage und Sub-

stanz nach zweifellos eine sehr „deutsche“, unbeschadet seines Konvertitentums und seiner schwäbischen Herkunft schier „norddeutsch-protestantische“ Natur. Das, was er bekämpfte, hat er oft selbst verkörpert und indirekt zum Ausdruck gebracht. Sein Katholizismus hat schon für einen oberflächlichen Blick lutherisch-protestantische Züge in der Leidenschaftlichkeit des Protestes, der Blindheit für die Rechte der bekämpften Position. Dieser konfessionelle Kampf transformierte sich rascher, als die Dinge es gestatten, auf die politische Ebene. Das später viel gebrauchte geschichtsphilosophische Schema, das die Linien des Nazismus über Bismarck und Friedrich den Großen auf Luther zurückführen wollte, wird im wesentlichen schon von Haecker geteilt. Seine Anwürfe gegen „Preußen“, die in den „Tag- und Nachtbüchern“ beinahe mit denen gegen den Nazismus zusammenfallen, zielen nicht nur auf das politische Preußen, sondern auf den gesamten philosophischen und poetischen Idealismus von Kant bis Kleist, ja auf dreiviertel der deutschen Kultur und Literatur. Sie unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Differenzierung kaum mehr von dem, was damals, nur freilich mit positivem Vorzeichen auf den Gassen geblasen wurde und dort sogar noch weniger „verstimmt“ erklang, insofern, als es mehr auf die „glorreiche“ Gegenwart bezogen und nur sparsam mit historischen Reminiszenzen gerechtfertigt wurde. „Hüte dich vor den leichtsinnigen und gewalttätigen Vereinfachern im Theoretischen und im Praktischen. Sie schaffen schließlich die heilloseste Verwirrung. Wer etwas ausläßt, schafft rettungslosere Unordnung, als wer die Dinge nur untereinander bringt“, heißt es in den Nachtbüchern in guter Übereinstimmung mit Thomas von Aquin und den besten Traditionen des katholischen Denkens. Die Lehre ist aber im eignen Denken Haeckers unzureichend Fleisch und Instinkt geworden. Was soll man heute mit solchen Passagen anfangen: „Es ist kindisch, Europa nur durch Änderung von Regierungen und Wirtschaftsordnungen vor dem Untergang retten zu wollen. Nur eine völlige Änderung der Gesinnung, eine metanoia (griechisch geschrieben) kann uns helfen. Kein Zweifel freilich kann darüber sein, daß ‚Preußen‘ das größte Hindernis ist.“ Ein solcher Satz mag sich vielleicht auf den ersten Leitartikel der Süddeutschen Zeitung von J. F. Schöningh „Zerschlagt Preußen“ ausgewirkt haben. Es steckt sicherlich etwas Wahrheit in ihm. Er *ist* aber nicht die Wahrheit, und eben diese Differenz unterscheidet Ideologien von Philosophie und klarem Denken. Der heutige Leser wird nicht nur an vagen Allgemeinbegriffen Anstoß nehmen wie „Rettung“ und „Untergang“ Europas, die zudem die just vom jungen Haecker in „Satire und Polemik“ einmal keck kritisierte Spenglerei naiv im Ausdruck übernehmen. Er wird ganz schlicht fragen, warum nicht mit sachlicher Genauigkeit gesagt wurde, daß *Hitler* jenes größte Hindernis war, warum gleich mit einem leeren, weit ausholenden Bogen in die Geschichte gegriffen und ein wenig sagender, damals schon als politische Realität aufgehobener Allgemeinbegriff zitiert werden mußte?

Stellen dieser Art, bei denen alle Leidenschaft im Gefühl steckengeblieben ist, sich aber nicht in eine bessere Konkretisierung der Begriffe transformiert hat, wo also mit Abstraktionen gedacht, statt ins Detail der Situation eingegangen

ist, sind, Gott sei es geklagt, recht zahlreich auf diesen Blättern. Sie machen heute selbsttätig „leere Blätter“ aus ihnen, wenn dem Leser die unmittelbaren Gefühlsgehalte, die hier einmal aktiviert werden konnten, inzwischen verblaßt sind, oder wenn er noch gar keine Ideen und Erfahrungen dieser Art gesammelt hat. Der erstaunliche Mangel an zeitgeschichtlichem Stoff hinter der Intensität des Zornes und Abscheus in den mitternächtlichen Stenogrammen der Lage hängt wohl mit einer generellen, schon von Benjamin beim „Vergil“ bemerkten Denk- und Verarbeitungsschwäche des Autors zusammen. Es verhält sich kaum so, daß Haecker nur in jener unseligen geschichtlichen Stunde vor Zorn und Eifer bebte und nicht zum Atmen, zur ruhigen breiten Rezeption der Welt kommen konnte. Hier wird ein Mangel seiner Konstitution sichtbar, der sogar die Nachwirkungen seines Glaubenszeugnisses etwas zu mindern vermag. Es ist doch einfach auch das zu wenig, was er von christlichen Autoren verarbeitet hat: Kierkegaard, Newman, etwas Johannes vom Kreuz, etwas Thomas von Aquin, Blumhardt, Hilty; ja, und dann ist die Reihe schon beinahe zu Ende.

Noch ein paar Beispiele aus dem Text, um diese harte Schlußfolgerung zu unterbauen. Sie beziehen sich auf Nietzsche und Luther, zwei Deutsche, die Haecker mit einem in der damaligen Stunde verständlichen Haß verfolgt, ohne sie für eine fruchtbare Kritik in den Griff zu bekommen. Man kann es als eine tiefe Einsicht schätzen, die einmal näher entfaltet zu werden verdiente, wenn Haecker die wesentlichste Differenz zwischen Nietzsche und Kierkegaard, derentwegen der zweite über den ersten zu stellen sei, einmal darauf reduziert hat, daß „der eine gebetet hat, der andere nicht“. Haecker hat selbst wesentliche Anstöße gegeben, dem modernen Intellektuellen die zentrale existentielle Bedeutung des Gebetes wieder vor Augen zu bringen. Gleichwohl verstößt eine Bemerkung wie die vom 31. März 1940 gegen die gute Moral des Zitierens und Interpretierens: „Wie erschrak ich, als die ausgestorbenste Stimme des Reiches (Goebbels) seine Rede endete: ‚Gelobt sei . . .‘ Er machte sogar eine Pause – sollte er sich vergessen haben, in Kindererinnerungen gefallen sein? Aber er fuhr fort: ‚was hart macht.‘ Ja, das ist wieder in der Reihe . . .“ Der Kernsatz dieses Fragmentes kommt, wie sicher auch Haecker wußte, von Nietzsche. Dieser hat ihn aber genau umgekehrt verstanden, als er von Goebbels, von der SS, von den Nationalsozialisten praktiziert wurde: hart gegen uns selber, nicht gegen den andern und am wenigsten gegen den wehrlosen Gegner! In seinem ursprünglichen Sinn ist er also ein guter, ein beinahe christlicher Satz, was auch in der heftigsten Polemik nicht hätte vergessen werden dürfen.

Oder Luther! Haecker schreibt am 9. April 1940: „Die Deutschen halten sich an das Wort ihres lieben Lehrers Martin Luther peccare fortiter – mentiri fortiter.“ Zweifellos ist nie in der Geschichte schamloser und wahnsinniger gelogen worden als in den Jahren, da dieses geschrieben wurde. Was aber hat Martin Luther im allgemeinen, was sein spezifisches Wort zu Melanchthon „pecca fortiter . . .“, das einem pathologischen Skrupulanten zum Trost gesagt

war, mit solchen Zusammenhängen zu tun? Niemals und nirgends hat Luther das Lügen oder gar das kräftige Lügen als eine leicht vergebbare Sünde ausgegeben, in die man sich mit der Hoffnung auf Gnade getrost hineinfallen lassen kann. Nicht einmal seinen entscheidenden Nachsatz „sed crede fortiore“ scheint Haecker gekannt zu haben, jenen Satz der Glaubensaufforderung, daß Christi Gnade und Sühnehandlung groß genug sei, um alle unsere Sünden zu bedecken. Sonst hätte er ein solches urchristliches Kernwort auch in der größten Hitze der Polemik schwerlich ins Weltlich-Politische umwenden können. Hat Haecker denn, so möchte man sich bei der Lektüre dieser Niederschriften fragen, gar nichts von einer Bekennenden Kirche, von einer Barmer Synode, von ungezählten in Konzentrationslagern schmachtenden evangelischen Christen gewußt, als er dies schrieb? Ist ihm denn gar keine Erfahrung von der damals überall getätigten praktischen „Una sancta“ der Christen in seine einsame Zelle gedrungen? Der Lutherhaß geht bei Haecker so tief, daß er sogar Luthers Bibelübersetzung, mit der auch er doch einmal groß geworden ist, selbst in ihren herrlichsten Formulierungen nicht „stehen lassen“ konnte. Christus sagt in Luthers Deutsch: „Was hülfe es dir, wenn du die ganze Welt gewönnest und nähmest doch Schaden an deiner Seele?“ Schwerlich aus einem andern Grunde als dem, auch in solchem Zusammenhang der Autorität Luthers keinen Tribut zu zollen, bildet Haecker den Satz um: „Was hülfe es dir, wenn du die ganze Welt gewönnest, wenn du doch Schaden nähmest an deiner Seele.“ Daß ihn, den Schüler von Karl Kraus und selbständigen Sprachmeister das verlorene ö nicht schmerzte; daß ihn der zweimalige, lahmgewordene Wenn-Satz nicht störte, sind Dinge, die kaum zu verstehen und zu verzeihen sind. Aber sie liegen in der Linie anderer sprachlich auch direkt geäußerter Heftigkeiten, die sich gerade in den „Tag- und Nachtbüchern“ als ein den Leser nicht immer mitbewegender, allzu reicher Gebrauch von Kraftausdrücken und emphatischen Attributen kundtun. „Der preußische Sauerteig hat die Nation völlig ver-saut“, heißt es unter dem 13. 12. 39. Die künstliche Assonanz Sauerteig-Sauen kann den unnötigen nichts leistenden Vulgä Ausdruck, dessen Deplaciertheit Haecker gefühlt haben wird, kaum wieder ungeschehen machen. Derlei bleibt freilich ein seltenes Ausgleiten bei ihm, das für seinen Stil in keiner Weise symptomatisch ist. Häufiger und mit bedenklichem Nachdruck treten jedoch solche emphatischen Eigenschaftswörter auf, die nur werten, aber wenig aussagen; Wörter wie tief, flach, gemein, schamlos, lächerlich u. a. Oft genug mögen sie verzweifelt berechtigt gewesen sein. Oft aber greifen sie auf Bezirke über, in denen ihre ohnehin geringe Erkenntnis-kraft vollends aufgehoben wird. Man kann nicht sagen: „Bismarck war kein tiefer Staatsmann, so wenig wie Napoleon . . .“ Ein tiefer Mensch, eine tiefe Seele, ein tiefer Geist, das sind mögliche Begriffsbildungen. Ein Staatsmann qua Staatsmann kann jedoch gar nicht „tief“ oder flach sein. Er kann groß, bedeutend, klug, weitblickend oder umgekehrt unfähig und unbedeutend sein. Die Dimension der Tiefe läßt sich jedoch in seinem Aktionsbereich überhaupt nicht realisieren, und der Sprachgeist wehrt sich instinktiv mit Recht gegen eine solche Wortverbindung, abgesehen davon, daß auch in

diesem besonderen Falle nur ein wertloses Gefühlsurteil über den „Preußen“ Bismarck, aber kaum etwas Aufschlußreiches über dessen komplexe und sehr wenig am Nazismaß meßbare Persönlichkeit ausgesagt wurde.

Die Neigung zum extremen Ausdruck, die Haeckers Schwäche sein kann, hat freilich, was ihm nie vergessen werden darf, auch glänzende Früchte in diesen Niederschriften getragen. Das stärkste Wort der Verachtung, das wohl überhaupt gegen die Repräsentanten jener Jahre von einem deutschen Schriftsteller formuliert wurde, findet sich bei Haecker unter dem 5. 2. 44 in der mit Recht berühmten Stelle: „Ob sie mehr die schauerlichen Schurken sind, die sie zweifellos sind, oder mehr die unvorstellbaren, also ewig unsagbaren Dummköpfe, die sie ebenso zweifellos sind – das war und ist das peinigende Dilemma usf.“ Es ist eine der unsterblichen Stellen in Haeckers Werk. Auch die vielen Passagen, in denen er die von ihm so bezeichnete „deutsche Herrgottsreligion“ denunziert hat, treffen als Polemik gegen eine immer wieder mögliche Pseudoreligion nicht nur für die damalige Zeit ins Schwarze. Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß sogar Haeckers theologische Begrifflichkeit unter seinem Abkürzungs- und Vereinfachungsdrange, also unter einem nicht immer glücklichen Dilettantismus leiden kann: „Das ist das Privileg des Christen, daß er, indem er Christus anbetet, den wahren Gott mit Namen anbetet.“ Ein solcher Satz hat wohl seine Richtigkeit, soweit es sich um seinen zentralen Gedanken handelt. Aber die Sprachgestalt stört an einer nicht unwesentlichen Stelle. Man kann zu Christus beten; man kann auch, allgemein gesprochen, „anbeten“; *jemanden* anbeten widerstreitet aber just der christlichen Freiheit der Kinder Gottes und läuft auf eine sublime, die göttlichen Personen zum einzelnen Gegenstand verkleinernde Idolatrie hinaus. Haecker vergreift sich auch im innersten Kreis seines theologischen Denkens gelegentlich mit solchen Begriffen. Er verfehlt die Genauigkeit und Feinheit, was alles für den Ernst seines Denkens gewiß nicht entscheidend ist, aber mit seinem der Konversion gefolgten Abschied vom philosophischen Denken in Zusammenhang stehen dürfte. Gerade aus der von ihm allzu generell verworfenen neueren protestantischen Theologie hätte er manches lernen können, das auch in seiner Zeit schon wissenschaftliches Umlaufgeld gewesen ist. Da kehrt zum Beispiel ständig der Begriff der „Unsterblichkeit der Seele“ bei ihm wieder, ohne daß er sich über dessen Herkunft hinreichende Gedanken gemacht hätte. Es ist zwar zu verstehen, daß er diese These in der damaligen Zeitsituation für sein eigenes Denken brauchte, um den Zeitgeist, der weder von Seele noch von Geist, noch von Person, Individuum oder gar von der Auferstehung der Toten etwas wissen wollte, abzuwehren. Gleichwohl ist „Unsterblichkeit der Seele“ ja nun doch ein durchaus „heidnischer“ Begriff, zum mindesten eine fragwürdige und voreilige Übertragung christlicher Verheißungen in die fixierende Sprache der griechischen Philosophie. Weder im Apostolikum noch gar in der Bibel steht etwas von Unsterblichkeit der Seele geschrieben. Auferstehung des Fleisches ist dem Christen verheißen, die jedoch zunächst den absoluten Tod, auch der Seele, in gar keiner Weise mindert oder seiner Schärfe beraubt. Man hätte dem nazistischen Gegner viel vorgeben können, ähnlich wie man es in

analogen Diskussionen heute bei dem marxistisch-materialistischen tun kann, indem man ihm diese Unsterblichkeit preisgibt, um ihm weit entschiedener und besser im Glauben begründet mit der Auferstehung des Fleisches zu entgegenen. Natürlich ist zu verstehen, was Haecker mit solchen Formulierungen und ihrer polemischen Zuspitzung meinte. Das Kennzeichen eines guten Denkens bleibt aber nun einmal, daß man sich nicht auf die Gutwilligen verläßt, die das Gemeinte im Gesagten schon heraushören werden, sondern daß das Gemeinte auch genau ausgesagt wird.

Die These von der Unsterblichkeit der Seele ist noch ein relativ ungefährliches Beispiel unglücklicher Formulierung. Schlimmer wird es, wenn man Sätze wie die folgenden lesen muß: „Den alten Juden wurde von Gott das Recht gegeben, Palästina zu erobern und Völker zu vernichten oder zu entrechteten. Wir dürfen annehmen, daß diese Völker entartet waren und ihr Recht verwirkt hatten. Wir dürfen das wohl auch von den Inkas in Mexiko annehmen oder sogar von Karthago oder den Abessiniern heute. Aber nicht immer hält das Stich . . .“ Es hält auch in den zitierten Fällen in gar keiner Weise Stich; es macht sich vielmehr das furchtbare Problem Gottes in der alten und auch das in der neueren Welt unerlaubt einfach. Wie leicht es sich diese Formulierung gemacht hat, verrät sie nicht zufällig schon an ihrem äußeren Gewande. Daß die Inkas nach Mexiko verlegt werden, mag noch ein verzeihlicher Lapsus sein. Gravierender ist die Vokabel „entartet“. Gerade der, der die Nächte durch mit seinem Gott ringt, um sich ein Verständnis jener Zeit von ihm zu erhoffen, der diesem Gott mehr als einmal mit Abschwören und Unglauben droht, wenn Er es zuließe, daß die verhaßten und verabscheuten Antichristen das Feld behalten, durfte dieses Wort nicht in den Mund nehmen; und am wenigsten im Zusammenhange der Heilsgeschichte. Ob die Kanaaniter „entartet“ waren oder nicht – aller Wahrscheinlichkeit nach waren sie es keineswegs, denn sie besaßen vorzüglich gemauerte Städte und köstliche Weinberge –, darüber steht einem modernen Geist überhaupt kein Urteil zu. Mit einem so billigen Moralismus läßt sich das Ärgernis der Erwählung Israels nicht verstehen, so wenig wie man das Schicksal der amerikanischen Kulturen oder gar das der inzwischen recht freudig wiedererblühten Abessinier, an denen Mussolini schwerlich einen im Zuge der Heilsgeschichte gelegenen Eroberungsakt tätigte, in die Kategorien dieser mit dem Nazismus im Kern verbundenen Geschichtsideologie einfangen darf. Haeckers Versagen an solchen Stellen hängt freilich nur teilweise damit zusammen, daß der Zeitgeist oft auch in seine erbitterten Gegner hinten herum eindringt. Es hat wohl seine tiefere Ursache in seinem etwas zu rasch und schnell wieder Ausdruck und Polemik gewordenen christlichen Glauben, der die Abstraktionen der Konvertitenbelehrung noch zu wenig abgeschliffen und verarbeitet hatte. So „biblizistisch“, wie der oben zitierte Satz formuliert und gedacht ist, wird man nur denken, solange ein Glaube noch nicht die volle Freiheit errungen hat, hinter den Buchstaben, sei es der Bibel, sei es des Dogmas, zu dringen. Immer wieder finden sich Zeugnisse in den „Tag- und Nachtbüchern“, daß Haecker dieser Aufgabe bis zuletzt manches schuldig geblieben ist, daß er sein protestantisches

Erbe in der neuen Konfession kaum hat fruchtbar machen können. Die Schwere seines Leidens als *Glaubens*leiden wäre vielleicht etwas gemildert worden, ohne daß er einen Kompromiß mit den Teufeleien des Tages hätte schließen müssen, wenn er in dieser Hinsicht größere Freiheit gegenüber dem Buchstaben gewonnen hätte. So versteht man es heute kaum noch, wie die Zeit bei ihm immer wieder die scheinbar so entscheidende, in Wahrheit ganz unreligiöse Frage nach der Existenz oder Nichtexistenz Gottes aufrühren konnte, die er durch irgend etwas hierfür so Irrelevantes wie Sieg oder Niederlage des Nazismus entscheiden lassen wollte. Eine solche Frage kann sich aber nur stellen, solange man sich Gottes und auch Christi allein in den Sätzen des Credo und der Schrift vergewissert hat, ohne daß Er mit seiner fraglosen Wirklichkeit schon ganz in die eigene Seele gedrungen ist. Wir berühren damit eine Grenze Haeckers, bis zu der er, auch als Christ, nur gekommen ist. Daß sein Leiden und sein Kampf mit der Zeit, aber auch der mit dem Denken und mit der Sprache, ernst und beispielhaft genug waren, um ihn weit über seine Epoche hinauszuhoben, wird von solchen Einschränkungen nicht berührt. Man muß aber um das eine wie um das andere gerade dann wissen, wenn man sich mit den Grundakkorden eines Menschen und Geistes in guter Übereinstimmung weiß.

In einem Buchladen nahe St. Germain-des-Prés, den ich auf der Suche nach Keramiken von Arp betreten hatte, entdeckte ich, höchst überrascht, die Namen Valéry und Virgil auf einem Buchumschlag, rot und schwarz: die Übersetzung der Hirtengedichte durch Valéry. Nichts würde spannender sein als diese direkte Begegnung zweier großer Dichter über die Jahrtausende hinweg.

Das Obstmesser in dem kleinen Restaurant in der Rue des Saints Pères diente dazu, die ersten Seiten aufzuschneiden. Zwischen kleinen Schlucken schwarzen Kaffees erfuhr man, daß ein Arzt, Vorsitzender einer bibliophilen Vereinigung, während des Krieges den glücklichen Gedanken hatte, Valéry zu bitten, die „Bucolica“ zu übersetzen, denn er sah in diesen Gedichten alle menschlichen Leidenschaften verewigt – „politische Unruhe, die Tyrannei der Liebe, die Kraft der Mysterien und die Götter, die ewigen Qualen des Menschen“. Doch hatte Monsieur Roudinescu, wie er in seiner bescheidenen Vorrede erzählt, Mühe, Valéry, der wie immer vor einem Auftrag ausweichen wollte, von der Größe dieser Dichtung zu überzeugen. „Ich habe die Bucolica wieder gelesen, ein wenig kindlich – puéril“, sagte ihm Valéry, als er sich die Antwort auf seinen Vorschlag holen wollte. „Diese Hirten-Dichter – ces bergers-poètes – scheinen mir eine etwas merkwürdige Art der Liebe zu praktizieren. Aber ich habe im Augenblick etwas Muße, ich werde einen Versuch machen.“

Mehr noch als die Größe der Dichtung wird Valéry der von der Typographie her gegebene strikte Auftrag, mit der gleichen Zeilenzahl auszukommen, gereizt haben. Wenn er im Gespräch auf den „Eupalinos“, den von Rilke übersetzten Dialog über die Architektur, kam, war er nicht wenig stolz, daß er mit der von einer Architektenzeitschrift vorgesehenen Silbenzahl ausgekommen sei. Im Auftrag enthaltene Begrenzungen reizten ihn wie Raphael die Zwickel in den Gewölben der Farnesina.

„Sie sind fest entschlossen, auf den Reim zu verzichten? Ohne Reime – wird das klingen?“ So ging das Fragespiel zwischen dem Arzt und dem Dichter weiter. Nach einem Monat war die Übertragung des ersten Gedichtes fertig, und Valéry las sie dem Arzt vor. „Gefällt es Ihnen? Sie hören, es singt – ça chante –, und Sie sehen jetzt selbst, daß Reime unnütz wären.“ In weniger als einem Jahr, im tristen Paris des Jahres 1944, war die Übersetzung beendet. Gegen Abend kam der Bücherfreund oft mit den Fahnen in Valérys Wohnung in der Nähe der Etoile, dem Hause, in dessen Erdgeschoß die Rouarts wohnten, mit den schönen Bildern der Berthe Morisot. Beim Wiederlesen machte Valéry zahlreiche Korrekturen. Manchmal fragte der Dichter den Arzt um Rat. „Ich war verwirrt und oft sehr überrascht, Valéry fand augenblicklich eine Reihe von Worten gleicher Bedeutung und der gleichen Zahl von Versfüßen. In seinen Regalen bemerkte ich ein Synonymen-Lexikon und fragte, wozu es ihm diene. „Bah, ich schlage manchmal nach!““ Öfter stellte er mehrere Varianten zur Wahl und schrieb auf den Abzug „ad libitum“.

Einen besonderen Reiz des Bandes macht es aus, daß am Schluß alle diese Varianten gewissenhaft verzeichnet sind. Da auch der lateinische Text beigegeben ist, kann man Valéry's Überlegungen, seinem Zögern, seiner Wortwahl folgen. Meist hat die endgültige Fassung einen gehobeneren Ton. Mit dem Fortschreiten der Arbeit war Valéry der Haltung der Gedichte nähergekommen, und „ce flatteur de Virgile“, dieser Schmeichler Virgil, wie er ihn im Gespräch nannte, erschien ihm tiefgründiger als zu Anfang.

Beginnt man die Übertragung zu lesen, die sich in strikter Zeilengleichheit bewegt, so scheinen die Alexandriner Valéry's gegenüber den gedrängten Hexametern Virgils leichtfüßiger zu laufen. Die ursprüngliche Meinung Valéry's von diesen „bergers-poètes“ spricht sich in manchen Wendungen aus, die in der Übertragung eine leicht ironische Färbung annehmen, so wenn er zu Anfang des fünften Gedichtes Menalcas zu Mospus sagen läßt, ehe sie ihren Gesangswettstreit beginnen: „Toi, flûte de talent, moi, bon diseur de verse.“ Hatten die Auftraggeber Verse von der dunklen Schönheit der „Jeune Parque“ erwartet, so gab Valéry diesem Wunsche nur dort nach, wo sich schon im lateinischen Original echte Poesie findet. Dann aber blüht dieses Französisch wie ein Vers der Sappho auf, so beim Erscheinen Galathees:

Plus blanche que le cygne et que le blanc lierre.

Oder die römische Kürze von „sat prata biberunt“ verwandelt sich in die lapidare Formel: „La terre a bu.“ –

Das Lokal hat sich geleert, ich bin der Letzte auf der Banquette in der Ecke. Valéry's Virgil läßt mich nicht los, ich suche mir einen Platz an den Quais. Die Tage in den Wäldern Laubachs kommen mir in den Sinn, als wir mit dem Schloßherrn die Bucolica lasen und er die Folge der zehn Gedichte in wenigen Wochen in deutsche Hexameter übertrug, denn eine deutsche Übersetzung war im Jahre 1945 nirgends zu finden. Beim Übersetzen kam er dem Versbau Virgils auf die Sprünge und berichtete uns im runden Turmzimmer von dem Liebeszaubervers, der den Daphnis – in der achten Eclogie – zurückführen soll und in dessen stampfenden Rhythmen er die Kraft alter Beschwörungsformeln spürte:

Ducite ab urbe domum, mea carmina, ducite Daphnim.

Der Seinewind blättert die Seiten um, und ich schlage die Stelle nach. Valéry übersetzt:

Mes charmes, ramenez mon Daphnis de la ville
und erreicht damit nicht die Kraft des Originals und der Haeckerschen Übertragung:

Bringt aus der Stadt mir heim, meine Schwüre, bringet den Daphnis!
Valéry bleibt hier konventionell, da er den Bräuchen der Hirten nicht mehr recht traut, wenn er auch mit diebischem Spaß „carmina“ in der Doppelbedeutung von Gedicht und Beschwörung mit „charmes“, dem ebenso zwielichtig gemeinten Titel seines Gedichtbandes, gleichsetzt.

Antike Größe hat die Übertragung der berühmten, im Mittelalter als Prophezeiung der Erscheinung Christi gedeuteten Stelle des vierten Gedichtes, die das kommende goldene Zeitalter mit der Kraft eines Corneille evoziert.

Ergreifend sind die Umsetzungen antiker Landschaft, die an die Schilderungen der wogenumtosten Küste, den Schauplatz der „Jungen Parze“, seines großen Gedichtes, erinnern. An der Schlußzeile der ersten Ecloge arbeitet er hart, um die geschlossene Größe Virgils zu erreichen:

Majoresque cadunt altis de montibus umbrae.

Er übersetzt zuerst:

Et les ombres des monts s'étendent jusqu' à nous

und trifft dann, mit dem Wechsel des Verbs, Virgils Prägnanz:

Et les ombres des monts grandissent jusqu' à nous.

Haecker holt Hölderlin zu Hilfe, wenn er diese Zeile, nicht minder großartig, ins Deutsche überträgt:

Größer fallen die Schatten der ragenden Berge, und dunkler.

Vor dem Abendessen bleibt Zeit, in einem der Studentencafés des Boulevard St. Michel das Vorwort Valéry's zu lesen. Während die jungen Leute, nur durch Frisur und Kleidung, Pferdeschwanz und blaue Leinenhosen von denen vor dreißig Jahren unterschieden, vorüberströmen, folge ich Valéry's Gedankenmusik, die er nicht ohne Grund „Variationen“ nennt. Notiert wurden sie im August 1944, als für Paris unmittelbare Gefahr bestand, „en ce fichu moment“, wie es in dem Brief an den Arzt heißt, dem er sie, herzlich und geistvoll zugleich, als „souvenir d'une collaboration affectueuse et parfois médicale“ widmet.

Sie setzen unmittelbar bei der eigentlichen Schwierigkeit dieser zeilengerechten Übertragung ein, daß nämlich das Lateinische keine Artikel gebrauche, die Hilfsverben spare, „geizig mit Präpositionen“ und außerdem viel freier in der grammatisch erlaubten Wortfolge als das Französische sei, das gleiche Kürze deshalb nur schwer erreiche. Aber schon wendet sich der Gedanke Valéry's ins Absolute: „Ein Vers ist zugleich eine Abfolge von Silben und eine Kombination von Worten; und wie sich diese Kombination in einem wahrscheinlich wirkenden Sinn zusammensetzen sollte, so sollte sich die Abfolge der Silben zu einer Art von Figur für das Gehör fügen, die sich mit überraschender und zwingender Notwendigkeit gleichzeitig Zunge und Gedächtnis auferlegt.“

In jeder der 19 Variationen läßt Valéry einen Gedanken wie einen Luftballon steigen, man sieht ihm nach und ertappt sich dabei, wie man den Kopf hebt, in den dunklen Pariser Himmel blickt und sich wundert, wohin der Luftballon verschwunden ist.

Hier ein zweiter: „Meinen Virgil vor mir, hatte ich öfter das mir wohlbekannte Gefühl des Dichters bei der Arbeit.“ Er diskutiert mit sich selbst über diese und jene Stelle des berühmten tausendjährigen Werkes, als sei es ein eigenes im Werden begriffenes Gedicht – „sur ma table“. „Das dauerte ein bis zwei Sekunden gegenwärtiger Zeit und amüsierte mich. Warum auch nicht – sind es doch im Grunde immer die gleichen Probleme, die gleichen Verhaltensweisen: Das innere Ohr ist auf das Mögliche gerichtet, auf das, was sich wie von selbst flüstert – murmure – und, geflüstert, Wunsch wird; das gleiche Zögern und Zustürzen auf Worte . . . wie wenn alle Worte im Gedächtnis im Hinter-

halt bereitständen . . . um Stimme zu gewinnen.“ Er sieht den jungen Virgil an der Arbeit, der nach Rom ein echtes Bedürfnis sich auszudrücken mitbrachte, in der Kapitale aber auf eine Dichtkunst traf, die sich in diesem Augenblick ihrer sprachlichen Möglichkeiten bis zur Virtuosität bewußt wurde. Valéry findet Virgils Situation vergleichbar mit der seinigen, um 1890, als er, auch aus der Provinz stammend, seine ersten poetischen Versuche machte. Wie in seinen eigenen Arbeiten findet er – bei allem schuldigen Respekt – in den *Bucolica* eine Mischung von Vollkommenheit und Unvollkommenheit, geniale Züge, aber auch überraschende Schwächen. Schon zeigt sich Virgils formende Kraft dem behandelten Gegenstand überlegen. Damit verläßt auch diese Variation den Gegenstand Virgil und wendet sich ins Allgemeine: „Es wurde mir klar, daß der Gedanke in der Dichtung eine nebensächliche Rolle spielt, daß die Hauptsache eines Werkes in Versen, die eine Anwendung des Verses eigentlich erst fordert, das Ganze ist, die Macht, die aus dem Zusammenwirken aller Elemente der Sprache im Gedicht resultiert.“ Das poetische Testament Valéry's, wenige Monate vor seinem Tode niedergeschrieben.

Seit meinem sechzigsten Geburtstag kreiste mein Denken und Vorstellen oft um die Pole Jugend und Alter; zunehmend in den folgenden Jahrzehnten. Meine Mutter lebte mit uns in einer liebevollen, doch gelegentlich von heiteren Scharmützeln bereicherten Geselligkeit. Sie vollendete rüstig und gesund ihr 87. Lebensjahr, was sich mir durch die Nähe zu meinem 60. Geburtstage betonte und mancherlei Gedanken anregte. Kriegsjahre zählen, glaube ich, auch im friedlichen Leben doppelt, wobei ich den Krieg meine, zu dem sich das Leben des Mannes in Berufskämpfen, Sorgen, Feindschaft mit sich und anderen sehr viel öfter zusammenzieht als das Leben der Frau. So kommt es, daß der Mann wohl meist über seine Mutter hinwegaltert; gewiß nicht mit den Schwächen des Alters, sondern mit seiner Kraft und Überlegenheit – im Gegensatz zu dem Hinwegaltern eines Tiers, beispielsweise eines Hundes über seinen Herrn, das nur mit dem Versagen, der Kränklichkeit, dem Schwachwerden der Sinne, dem langsamen Leben-Erlöschen des Alters geschieht.

Ich vergleiche, wie meine Mutter als anmutige junge Frau mich, ihr Kind, leitete, unterrichtete, erzog – und wie sie alt, nach dem Tode meines Vaters, selbst wie ein vertrauendes, höchstens manchmal etwas widerspenstiges Kind all ihre Angelegenheiten in meine Hände legte, mir alle Sorge und Verwaltung überließ. Zwei Lichtbilder von ihr habe ich in meinem Arbeitszimmer nebeneinandergestellt: eins jung, aus der Zeit meiner frühen Kindheit, und eins, auf dem sie etwa neunzig Jahre alt ist. Einst hat sie zu meinem Vater in derselben, nur jugendlichen, Abhängigkeit gestanden, in der sie alt zu mir stand. Es ist das wohl das Los aller Frauen von ganz weiblichem Typ, während es bei den selbständigen und männlicher gearteten in späteren Jahren nur zu einem kameradschaftlichen Nebeneinanderstehen mit dem Sohne kommt.

Ein anderer Anlaß, mich in frühe Jugendzustände zurückzuversetzen – was ich überhaupt für eine wesentliche Äußerungsart des gealterten Gemüts ansehe – war die spontane Einladung des Preußischen Finanzministers Professor Popitz, der meinen damals eben erschienenen ersten Selbstbiographieband „Berlin und Bodensee“ gelesen hatte, mir doch die dort geschilderten Räume unserer einstigen Dienstwohnung im Finanzministerium, insbesondere mein kleines Jungens-Appartement, wieder einmal anzusehen. Ich bin der Einladung des späten Nachfolgers meines Vaters und sehr freundlichen, künstlerisch und literarisch interessierten Herrn, der nachher leider auch als ein Opfer des 20. Juli 1944 einen vorzeitigen Tod fand, mit meiner Frau gern und bald gefolgt.

Durch den Wegzug meiner Eltern von Berlin, als mein Vater sein Amt niedergelegt hatte, war ich seit der Schulzeit nie wieder ins Finanzministerium gekommen, wenn ich auch fast bei jedem Berliner Aufenthalt ein- oder zweimal durchs Kastanienwäldchen meinem einstigen Schulweg nachging, oder – vom Kupfergraben her an der Gartenmauer meines Kasperletheaters die Dorotheenstraße entlangschlenderte; führten doch schon die Besuche der Museen

immer in die Nähe dieses mir vertrauten Hauses. Aber innen war ich nie wieder gewesen.

Meine Frau, die für mich als Kind nach den netten geschmeichelten Fotografien jener Zeit eine besondere Liebe hegt und mir oft sagt, ich würde sie als Bub gewiß nicht haben leiden können, weil sie mich zu viel abgeküßt hätte, meine Frau war beglückt über den Vorschlag, diesen Kindheitsschauplatz selbst zu sehen, und trieb zur Ausführung des Besuchs. (Das mag zu der Randbemerkung Veranlassung geben: daß der weibliche Wille nicht der Wucht eines Stoßes, den man schließlich zu parieren vermag, vielmehr einem unsichtbar und ungreifbar wirkenden hydraulischen Druck gleich und auch unvermindert da ist, wenn ihn kein Wort verkündet; daß ihm also auch nicht mit Entschlußkraft widersprochen werden kann.)

Der Minister, eine nicht große, nicht füllige, eher zierliche Gestalt, im Eindruck des Gesprächs mehr Kunstfreund, Gelehrter, Politiker als hoher Beamter, empfing uns in dem einstigen Dienstraum meines Vaters. Das Arbeitszimmer hatte sich wie das meiste im Hause nach dem halben Jahrhundert, währenddessen ich nicht darin war, aus dem preußisch-spartanischen Amtscharakter von gewisser ernster Nüchternheit in einen eleganten Herrensalon gewandelt. Überraschend war mir auch das Vorgelaß, in das der Minister aus einem abgebrochenen alten Hause eine von Schinkel entworfene Innenausstattung hatte einbauen lassen, so bei der ästhetischen Verfeinerung der Räumlichkeiten die preußische Tradition gediegen und würdig bewahrend. Daneben befand sich die „Ahnengalerie“, welche die Bilder oder Büsten sämtlicher preußischer Finanzminister enthielt. Diese Stellung, völlig verselbstständigt und von anderen früher mit ihr verbundenen Funktionen getrennt, wurde auch dem Namen nach erst im neunzehnten Jahrhundert geschaffen. Ein Freiherr von Struensee und der Reichsfreiherr vom und zum Stein amtierten hier noch ohne diesen Titel.

Lächelnd wies uns Professor Popitz mehrere anspruchsvolle Bildhauerwerke und große Gemälde, zeigte dann auf ein kleines schlichtes Lichtbild meines Vaters: „Er hat das bescheidenste Denkmal hier und war länger Finanzminister als jeder von den anderen!“ Ich mußte an die Schlußsätze aus Bismarcks Handbrief vom 31. August 1887 an meinen Vater denken, in dem der Fürst meinen Vater bei einer schweren Erkrankung ermahnt, ja nicht zu früh mit der Arbeit wieder zu beginnen. Es heißt dort in den bekannten kraftvollen Zügen seiner Handschrift: „Lassen Sie mir für die *Zukunft* die Hoffnung auf ein gemeinsames Zusammenwirken mit dem einzigen Finanzminister, mit dem mir das, in gegenseitigem Verständnis, seit 22 Jahren vergönnt gewesen ist. Gestatten Sie Ihrem Pflichtgefühl nicht, Sie ungeduldig zu machen, darum bittet Sie herzlich Ihr Freund und College v. Bismarck.“

Der erste Stock, in dem die hauptsächlichen Wohn- und Gesellschaftsräume meiner Eltern lagen – im Erdgeschoß waren, von allen Diensträumen abgesehen, nur Gastzimmer sowie ein Saal mit Veranda und Freitreppe zum Garten, im zweiten Stock ebenfalls Gastzimmer –, der erste Stock also diente jetzt unter Popitz nur noch der Repräsentation und Geselligkeit, musikalischen

Veranstaltungen, amtlichen Festen, da die Minister längst draußen in Garten- und Villengegenden wohnten. Dementsprechend war die häusliche, wenn auch distinguierte Behaglichkeit überall stilvoller, sehr kühler Vornehmheit gewichen. Nur der zwei Stockwerke hohe sogenannte blaue Saal, in dem ich mir einst, heimlich und allein, eine meiner ersten Dichtungen vordeklamierte, war wenig verändert, paßte sich allerdings in das neue Wesen des Hauses von vornherein vortrefflich ein.

Während wir durch die Säle, Kammern, Korridore weitergingen, hörte ich plötzlich den Minister und meine Frau hinter mir fröhlich lachen. Ich wandte mich fragend um und erfuhr den Grund: während Professor Popitz bisher führte und erklärte, hatte ich, sobald wir in die Flurnähe meiner Jungenszimmer kamen, unbewußt die Spitze genommen und war den anderen vorausgeeilt. Das Vertrauteste empfing mich. Ich hätte noch jedes Möbelstück und seinen Platz nennen können. Der kleine Schülerschreibtisch mit den Fotos der drei Kaiser, Muscheln, Büchern und vielerlei Krimskrams stand fast greifbar vor meinen Augen. Ein halbes Jahrhundert war ausgelöscht: Jugendfreundschaften, Schulerinnerungen, Verliebtheiten, frechlustige Streiche umgaben mich – und der heiße Kindheitswille, aus meinem Leben etwas Tüchtiges zu machen, der hier mich schon erfüllt hatte. Ein wehmütiger Ernst stieg mir nach der ersten Wiedersehensfreude mit dem unveränderten Blick aus dem Fenster zum Kastanienwäldchen und zur Singakademie auf, Fragen und Besinnungen: Was ist geleistet? Was erreicht? Welche Strecken hat der Weg, der diese Station noch einmal flüchtig berührt, durchlaufen? Was ist mir, nun ich von hier wieder ausgehe, noch an Werk möglich? Wird es mir gelingen, auf der selbst im günstigsten Fall sehr viel kürzeren künftigen Bahn alles Versäumte nachzuholen, die Unvollkommenheit der Zeit zwischen damals und jetzt zu überwinden? Nur Bescheidenheit und Einwilligung wird uns gelassen!

Das Finanzministerium wurde dann „Haus der sowjetischen Kultur“!

Wie hier steht das Alter überhaupt in geheimnisvoller Nähe zur Jugend. Das Nichts nach dem Tode kann kaum ein anderes sein als das Nichts vor unserer Geburt. Jugend und Alter sind diesem Rätsel gleich nahe; das mag die Brücke zwischen ihnen bilden. Das Alter hat soviel irdische Nichtigkeiten eingesehen, ihm liegt in allem Wollen und Streben des Mannes der Mittelzeit soviel unnützer Krampf, soviel sinnloses Pathos, soviel Täuschung über den Wert der Ziele, die alle, wenn sie errungen sind, zerfallen, daß es im jugendlichen, den Tag genießenden Menschen fast allein den sieht, der es recht macht, wenn auch unbewußt und sicher nicht mit sich zufrieden.

Das Alter liebt die Jugend, sehnt sich nach ihr, weiß, daß sie ja noch gar nicht fern sein kann, da sie eben bei uns, um uns, in uns war! So etwa, wie wenn man einem kaum Fortgegangenen noch einmal nachläuft: er ist gewiß nicht weiter als dort um die Ecke, ich hole ihn gleich ein! Das Alter holt die Jugend auch ein, durchlebt sie, was die Jugend selbst, die sich durchheilte, noch nicht konnte.

Etwa damals erhielt ich als Angebot einen literarischen Auftrag. Ihm sind später andere gefolgt; und ich habe beobachtet, daß sie eine sehr angenehme

Anregung zum Schaffen sind, die zugleich die Kraft hat, den Geist bei dem übernommenen Stoff über leere Zwischenzeiten hinweg festzuhalten. Jetzt wurde mir vorgeschlagen, einen Entwurf über Schillers Jugend, sein Aufwachsen, seine Flucht aus Stuttgart, seine Auflehnung gegen die herzogliche Versklavung bis zu seinem Betreten der Bühne zu schreiben, der mit anderen als Vorlage für ein Filmdrehbuch dienen sollte. Über die Praxis der Filmherstellung war ich natürlich genugsam unterrichtet. Ich hatte vorher einmal nicht ohne erhebliche innere Widerstände gegen Unkünstlerisches am Film an einem Drehbuch über Beethovens Leben mitgearbeitet.¹ Eugen Klöpfer mit dem vollmännlichen starken Herzenston hatte den Gewaltigen spielen sollen. – Der neue Auftrag regte mich an; es entstand das Schillerbildnis „Stürmende Jugend“, bei dessen Niederschrift ich meine schönen Stuttgarter Jahre – die Stadt, Schloß und Akademie, Anlagen und Bopser, Bergumrahmung; die Landschaft: Wälder über Degerloch bis Hohenheim, Solitude, Monrepos, Ludwigsburg, Neckar, Hohenstaubenberg; das Theater und manche menschliche Beziehung – erneut durchlebte.

Am meisten aber bewegte mich das leidenschaftliche Jungsein, das man ganz erst genießt, wenn man gleichzeitig freundlich und beglückt darüber lächeln kann. Als Schiller nachts plötzlich ins Schloß zum Herzog Carl Eugen befohlen wird und sein nicht sehr frohgemuter Schritt von der Hauptstätterstraße her mit dem des Wachsoldaten durch die dunklen verlassenen Gassen hallt, da erwachten mir erfreulichere Wege durch die liebe Schwabenstadt. Wenn er mit der Angebeteten seines Herzens den Clavigo spielt, tauchten Erinnerungen an meine Clavigo-Inszenierung und an manche andere Einstudierung lebendig auf. Aber die „Stürmende Jugend“ ist als Erzählung zugleich ein stilistisches Experiment. Gemäß der ursprünglichen Aufgabe, die Anweisung zu einem abrollenden Filmstreifen zu sein, mußte das Buch vom Anfang bis zum Ende in der Gegenwartsform geschrieben werden:

„Der Sohn prägt sich das Bild tief und tiefer ein, wie der Vater mit einem Bedienten durch die offene hohe Glastür auf die das Schloß (Solitude) umgebende Terrasse hinaustritt und dann an den Fenstern hin seitlich fortgeht. Es ist das letzte, was Schiller für viele Jahre von seinem Vater sieht –“

oder:

„Der Fuhrmann steht an seiner ausgespannten und unter ein Schrägdach gezogenen Chaise im Hof des ‚Roten Ochsen‘. Mühsam verladen Schiller und Streicher die Bücherballen der ‚Räuber‘ im hinteren Wagenkasten, und der Fuhrmann probiert immer wieder umständlich, ob die Belastung für die Chaise und seine zwei Gäule nicht zu groß sein möchte.“

Der zwingende Gedanke an darstellbare Bildhaftigkeit belebt die Phantasie.

¹ Auf eine Stelle in diesem Drehbuchentwurf bin ich heute noch stolz: Beethoven wohnt einem Orchesterkonzert bei, das auf der Leinwand nur stumme Bewegung ist. Beethoven ist taub. Er spielt sinnend auf einer saitenlosen stummen Reiseklaviatur: Herrliche Akkorde umhüllen ihn; denn hier hört sein Genie innerlich.

Die Befürchtung, daß das stete Präsens ermüdend wirken würde, hat sich bei keinem mir bekannt gewordenen Leser bestätigt. Im Gegenteil hat das Unmittelbare und Augenblickliche jedes kleinen Stückes Geschehen auch im Buch, wenn das Wort nur volle Anschaulichkeit erreicht, schon dieselbe fesselnde Spannung wie die Bilderreihe des Filmstreifens. Dennoch weiß ich nicht, ob ich ohne den Zwang der Drehbuchform eine Erzählung ganz im Präsens schreiben würde. Der Verzicht auf die Möglichkeitenfülle der Erzählkunst mit Rückblicken, Einschaltungen, Zusammenfassungen, fliegenden Übersichten, mit Gegenwart hier, fernster Erinnerung dort, wird gewiß von keinem Erzähler ohne Nötigung geleistet. Ist der Verzicht aber von außen auferlegt, so sind die vielen Möglichkeiten mit einem Schlage verschwunden, die Phantasie sieht, die Hand gestaltet sicher und fast ebenso wechselreich in der einzig übriggebliebenen Form unmittelbarer Gegenwart, in die sich nun auch der breiteste Erzählstoff kunstvoll und wirksam verwandeln läßt. Und das Präsens ist, wenn das Alter eindringlich an eigene oder fremde früheste Jahre zurückdenkt, die gegebene Erzählform. Denn es ist die nachträgliche Gegenwart, fast die erste volle Gegenwart des Erlebnisses – Jugend!

LUDWIG PETRY

DIE JOHANNES-GUTENBERG-UNIVERSITÄT IN MAINZ

In rascher Folge haben die 70er Jahre des 15. Jahrhunderts die Gründung von vier deutschen Universitäten gebracht, deren jede einen besonderen Typ verkörpert: 1472 trat als Schöpfung eines weltlichen Landesfürsten Ingolstadt ins Leben. 1473 wurde im Zusammenwirken des geistlichen Landesfürsten und der selbstbewußten Bürgerschaft das schon jahrelang erörterte Trierer Projekt verwirklicht, und vier Jahre später entstanden fast gleichzeitig die Landesuniversität der kleinen Grafschaft Württemberg und die des weithin erstreckten Erzstiftes Mainz, dessen Oberhirte als rechte Hand des Kaisers und als Vormann im Kurkolleg tonangebend in der deutschen Reichspolitik zu sein beanspruchte. Mit dem Vorläufer Trier verbindet die junge Mainzer Universität die Gemeinsamkeit, daß nunmehr jene beiden geistlichen Kurstaaten eine Hohe Schule erhielten, die in ihrem namengebenden Zentrum bisher eine solche nicht besaßen, mit dem andern Vorläufer Ingolstadt der negative Wesenszug, daß in beiden Fällen das landesherrliche Privileg ein Schmerzenspflaster für den Verlust weitgehender Stadtfreiheit darstellt.

Der schwarze Tag der Mainzer Stadtgeschichte – jener 28. Oktober 1462, da im Streit der Gegenerzbischöfe Dieter von Isenburg und Adolf von Nassau um das reiche Erzstift die mit Dieter verbündeten Mainzer Bürger bei der Überrumpelung durch Adolfs Truppen gewahren mußten, daß sie auf die falsche Karte gesetzt hatten – ist in einem doppelten Sinne die Geburtsstunde der Universität von 1477. Schon der Sieger Adolf dachte daran, die unterlegene und ihrer Freiheiten weitgehend beraubte Hauptstadt durch die Errichtung einer Universität zu entschädigen; nur die Unmöglichkeit, 300 Gulden für die päpstliche Privilegerteilung aufzubringen, zwang zu einem Aufschub des Vorhabens, das Adolfs Nachfolger auf dem Mainzer Erzstuhl, sein einstiger Gegner Dieter, dann gerne aufgriff. Der Gnadenakt der päpstlichen Gründungsbulle vom 23. November 1476 und die Ausführung dieser Bulle im folgenden Jahre enthoben Dieter auf eine willkommene Weise der Pflicht, die Mainzer Bürgerschaft – seinen Bundesgenossen von 1462 – durch Wiederherstellung der einstigen Stadtfreiheit schadlos zu halten. Zum andern aber boten die leerstehenden Häuser 1462 geflüchteter und ausgewiesener Patrizier eine bequeme Möglichkeit, den Raumbedarf der neuen Landesuniversität zu befriedigen, die somit in den ersten 140 Jahren ihres Bestehens keinen Anlaß hatte, irgendwelche Bauvorhaben zu betreiben. Zwei Fakultäten – die mit zwei Hauptpfünden ausgestattete Theologische und die mit sieben Kanonikaten am stärksten besetzte Philosophische – zogen in den leerstehenden Patrizierhof „Zum Algesheimer“ unmittelbar neben der Christophskirche ein, um dort ihren Lehrbetrieb nach der Richtung der sog. „Via moderna“ zu entfalten; für die Gegenrichtung der „Via antiqua“ und für die mit nur einer

Professur vertretenen Mediziner wurde der Hof „Zum Schenkenberg“ zwischen Christophs- und Quintinskirche eingerichtet, während die auf vier Kanonikate gegründete Juristische Fakultät den Hof „Zum Gutenberg“ erhielt, das Stammhaus der Mutter des großen, nach ihm so benannten Erfinders der Buchdruckerkunst. Wenn die 1946 wiedereröffnete Mainzer Alma Mater den Namen einer Johannes-Gutenberg-Universität annahm, so liegt darin also auch ein ganz konkreter historischer Einzelzug verborgen – neben der freilich viel gewichtigeren Erwägung, daß die Frühblüte der Gründung von 1477 ausgesprochen im Zeichen jenes größten Mainzer Sohnes und seiner umwälzenden Erfindung stand, sowohl für die Anziehungskraft der neuen Hochschulstadt als Druck- und Verlagsort wie für das Beziehungsnetz des deutschen Frühhumanismus und den naheliegenden Auftrag, den Mainzer Professoren 1486 als Überwachungsorgan für einen kirchlich einwandfreien Inhalt der neuen Druck-Erzeugnisse erhielten. Nimmt man zu den drei genannten, einander eng benachbarten Patrizierhöfen hinzu, daß die Christophskirche den Festgottesdiensten der Juristen diene, während die in ihrem äußeren Gewande das Bild des 15. Jahrhunderts noch heute bewahrende Karmeliterkirche mit dem später umgebauten Kloster den Rektoratswahlen und Promotionen vorbehalten war, so ergibt sich das Bild eines ausgesprochenen Universitätsviertels im Kern der Stadt hart nördlich des Domes und der Domherrnkurien.

Die auch wesensmäßig mit ihrem erzbischöflichen Landesherrn und seinem mitregierenden Domkapitel denkbar eng verbundene alte Mainzer Universität weist in ihrer über 300jährigen Geschichte viermal ein deutliches Crescendo auf, das jeweils nach rund 90 Jahren neu einsetzt. Die humanistische Frühblüte kann für Mainz in die Jahre 1477–1520 datiert werden. Sie verkörpert sich schon in der Person des ersten, bereits an der Trierer Gründung beteiligten Rektors, des Theologen Jakob Welder von Siegen, um den sich auch Heidelberg bemüht hatte. Hierzu kamen die beiden Humanisten Gresemund, von denen Dietrich, der Vater, aus Westfalen stammte und in Erfurt und Italien studiert hatte, während sein gleichnamiger Sohn, ebenfalls in Italien gebildet, die Verbindung zu dem oberrheinischen Humanistenkreis herstellte. Zu nennen ist ferner der aus Leipzig kommende Jurist Ivo Wittich, der als Beauftragter des bedeutenden Erzbischofs Berthold von Henneberg an dem jungen Reichskammergericht wirkte und für den Schwaben Bernhard Schoefferlin den ersten Lehrstuhl der Geschichte in Mainz begründete. Als gleichzeitiger Angehöriger des Domkapitels von Breslau, wo man zu Anfang des 16. Jahrhunderts ebenfalls an eine Universitätsgründung dachte, veranschaulicht Wittich die damaligen geistig-organisatorischen Querverbindungen zum deutschen Osten. Noch mehr gilt dies von dem in Mainz promovierten Martin Pollich von Mellerstadt, der als Leibarzt Friedrichs des Weisen erster Rektor der 1502 begründeten Universität Wittenberg wurde, sowie von dem Kreis junger Gelehrter, den der aus Sommerfeld in der Niederlausitz stammende, in Mainz das Fach der Rhetorik vertretende Johannes Rhagius Aesticampianus mit sich nach dem Osten zog, als dort 1506 das letzte noch universitätslose Kurfürsten-

tum, das hohenzollernsche Brandenburg, seine Landeshochschule Frankfurt a. d. Oder ins Leben rief. Der hochstehende Hauptgönner dieser Alma Mater, der Kurfürstenbruder Albrecht, wurde 1514 zum Erzbischof von Mainz gewählt. In seinem Gefolge kam der schon in Frankfurt erprobte Schwabe Eitelwolf von Stein, Freund und Beschützer Ulrichs von Hutten, mit anderen Gelehrten nach Mainz, um diese bereits als Spezialschule für Juristen und Humanisten geltende Universität durch Reformen auf eine noch höhere Stufe zu heben. Der vorzeitige Tod Steins und die durch Luthers Auftreten bedingte Scheidung der Geister führten zu einem jähen Ende der Mainzer humanistischen Frühblüte. Der vom Ablasshandel unmittelbar betroffene Erzbischof erhielt von seinen Universitätstheologen auf Befragen den Rat, das Verfahren gegen Luther der römischen Kurie allein anheimzustellen. Die der Theologischen Fakultät angehörenden Domprediger Wolfgang Capito und Kaspar Hedio konnten sich mit ihrer Neigung zum Luthertum in Mainz aber auf die Dauer nicht durchsetzen, vielmehr behielten die Anhänger des Alten die Oberhand. Namen wie Johannes Dietenberger, Friedrich Nausea und Konrad Necrosius belegen die romtreue Haltung der Mainzer Professorenschaft nach der Bann- und Achterklärung gegen Luther. Der Übergang benachbarter Fürsten ins Lager der Reformation wie des Landgrafen von Hessen, der seine eigene evangelische Universität Marburg schuf, und später des pfälzischen Kurfürsten bewirkten einen spürbaren Einnahmeausfall für die auf Pfründen im Mainzer Sprengel gegründete Universität. Ihr zugleich zahlenmäßiger und wirtschaftlicher Niedergang nahm seit den 30er Jahren des 16. Jahrhunderts bedrohliche Ausmaße an. Fähige Vorkämpfer der katholischen Belange wurden durch auswärtige Berufungen ihren Mainzer Aufgaben entzogen. Der Württemberger Michael Holding vertauschte sein Mainzer Lehramt mit dem bereits wankenden Bischofsstuhl von Merseburg, während sein Kollege, der als Domprediger in Mainz tätige Oberpfälzer Friedrich Nausea nach Wien übersiedelte, um dort als Bischof segensreich zu wirken. Vergeblich versuchte Erzbischof Sebastian von Heusenstamm nach dem für die Katholiken erfolgreichen Schmalkaldischen Krieg auf einer Provinzialsynode alle Theologen seiner großen Kirchenprovinz auf den Besuch der Mainzer Universität festzulegen; vom päpstlichen Nuntius Commendone ausdrücklich als „unbedeutend“ bezeichnet, gelangte Mainz über ein Schattendasein nicht hinaus und spiegelte – nach der Überführung der Heidelberger Hochschule ins reformatorische Lager hoffnungslos isoliert – die verzweifelte Lage, in welcher sich der deutsche Katholizismus zwischen der zweiten und dritten Phase des Tridentiner Konzils befand.

Erst die 60er Jahre brachten die entscheidende Wende und einen neuen Aufschwung, als Kurfürst Daniel Brendel von Homburg nach den günstigen Erfahrungen, die andernorts bereits gemacht worden waren, dem jungen Jesuitenorden auch in Mainz ein humanistisches Gymnasium, und zwar im Domherrenhof des Naumburger Bischofs Julius Pflug, einzurichten erlaubte (Dezember 1561) und ihm von 1562 an unter Übergabe der Burse „Zum Algesheimer“ sowie dreier angekaufter Nachbarhäuser die Besetzung der

theologischen und philosophischen Lehrkanzeln der Universität anvertraute. Für seine beiden größten Fakultäten trat Mainz damit in die auf Köln und Löwen blickende Familie der Jesuiten-Universitäten ein, die ihre südliche und südöstliche Fortsetzung im straßburgischen Molsheim, in Würzburg, Dillingen und Ingolstadt, in Wien und Graz finden sollte – eine geistige Wanderstraße, auf der oft genug auch die Lehrkräfte ihres Weges zogen, die auf Weisung ihres Ordens nun häufiger den Wirkungskreis zu wechseln hatten, als es bei ihren Vorgängern üblich war. Zu den namhaften Jesuiten, deren Lehrtätigkeit Mainz im Ausgang des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts zugute kam, gehören der Sozialethiker Adam Contzen aus Monschau in der Eifel; der vor allem als Exeget und Polemiker bekannte Lothringer Nikolaus de la Serre (Serarius), der 1604 auch eine Geschichte des Mainzer Erzstiftes schrieb; und der Brabanter Martin Schellekens (Becanus), der als Beichtvater Kaiser Ferdinands II. 1620 nach Wien übersiedelte und vor allem durch eine behutsame Erörterung des Toleranzproblems – „Über die Vertragstreue, die man Ketzern schuldet“ – einen viel beachteten Beitrag zur Diskussion über Geltung und Tragweite des Augsburger Religionsfriedens geliefert hat. Drei Beobachtungen der Mainzer Universitätsgeschichte in der Gegenreformation veranschaulichen die Bedeutung der Jesuiten für diese Hochschule besonders einleuchtend. Die von Reform und Lehrsystem der Jesuiten nicht berührte Juristenfakultät – von der Ein-Mann-Fakultät der Mediziner ganz zu schweigen – sank von ihrer einstigen Höhe, die sich in einer umfangreichen Gutachtertätigkeit bekundet hatte, unaufhaltsam ab. Die seit der Spätzeit Albrechts von Brandenburg beklagte und auch durch eine Pauschalablösung der Lektoralprüfenden nicht behobene Finanznot blieb für die theologische und philosophische Fakultät ohne tiefere Wirkung, da für beide den Jesuiten ein jährlicher Zuschuß aus der kurfürstlichen Hofkammer gewährt wurde. Schließlich errichtete der Orden unmittelbar vor dem Dreißigjährigen Krieg für den wachsenden Raumbedarf in Ausmaßen, die für jene Zeit erstaunlich waren, gegenüber der Quintinskirche ein vierstöckiges Universitätshauptgebäude, die „Domus universitatis“, die damals das höchste Profangebäude der Stadt war und ihrer praktischen Einteilung wegen viel bewundert wurde. Es war sowohl für die philosophischen und theologischen Studien wie für die fünf Klassen der Lateinschule bestimmt. Im zweiten Weltkrieg Ruine geworden, hat es 1951 seinen Wiederaufbau im ursprünglichen Gewand erfahren und beherbergt heute im rechten Flügel das selbständige Institut für Europäische Geschichte, in seinem linken einige, aus Raummangel vom Hauptforum der heutigen Universität ausgewanderte Institute der Philosophischen Fakultät. Einen neuerlichen Abstieg für Mainz brachte die Schwedenphase des Dreißigjährigen Krieges. Sie bewirkte eine fast fünfjährige Vertreibung der Jesuiten, die geschlossene Abwanderung der Medizinstudenten nach Köln, dem damaligen Zufluchtsort auch des Domkapitels, ferner die Zerstörung der Burse „Zum Gutenberg“, die Verwandlung der Burse „Zum Algesheimer“ in Werkstätten und die Verschleppung der Bibliotheken. Mainz beklagt seitdem den Verlust seiner beiden ältesten Matrikelbände. Im zweiten Weltkrieg ist der

Verlust der beiden nächstältesten – enfeballs noch unedierte – Bände im Staatsarchiv Darmstadt hinzugetreten. So steht unsere Alma Mater quellenmäßig weit ungünstiger da als alle ihre Altersgenossen und älteren Schwestern auf deutschem Boden. Es wird nie mehr völlig gelingen, ein exaktes Bild von ihrem gewiß nicht kleinen Einzugsbereich und von ihrer sicher meist unterschätzten Prägekraft auf ihre einzelnen Studierenden zu gewinnen. Die Algesheimer und die Gutenberg-Burse kehrten auch nach dem Westfälischen Frieden nicht mehr in die Nutzung der Universität zurück; für ihren jetzt bescheidenen Raumbedarf genügten noch rund ein Jahrhundert das neue Hauptgebäude und die Burse „Zum Schenkenberg.“

Die zwischen 1650 und 1740 zugunsten der Universität unternommenen beiden Reformanläufe hielten sich in bescheidenem Rahmen und sind beide von Mitgliedern des kunstliebenden Hauses Schönborn auf dem Mainzer Erzbischofsstuhl ausgegangen. Johann Philipp (1647–1673) veranlaßte die Theologische Fakultät zur Neubearbeitung der deutschen Bibel des Kaspar Ulenberg von 1630, die als „Katholische“ oder „Mainzer Bibel“ hohes Ansehen genoß und viele Auflagen erlebte. Die Medizinische Fakultät erfuhr die Einrichtung einer zweiten, aus Mangel an Mitteln allerdings mehrfach unbesetzten Professur. Glanz verliehen dieser Fakultät damals der auch als Jurist und Volkswirt ausgewiesene Konvertit Ludwig von Hörnigk aus Darmstadt und sein Schwiegersohn, der aus Speyer stammende Arzt und Mathematiker Johann Joachim Becher, dessen biochemische Forschungen und frühmerkantilistische Gedankengänge ihm einen Platz in der deutschen Geistesgeschichte des 17. Jahrhunderts sichern. Freilich vertauschte auch Becher wie so mancher Professor in Mainz vor und nach ihm seinen rheinischen Wirkungskreis mit dem wesentlich lockenderen in der Kaiserstadt Wien. Der berühmteste Mitarbeiter, den Johann Philipp zeitweise an seine Residenz fesselte, Gottfried Wilhelm Leibniz, stand freilich in keinerlei Beziehung zur Universität – ein sprechender Beleg sowohl für jene Ära der beginnenden Aufklärung, da der neue Typ der gelehrten Akademie den scheinbar überlebten der Universität in den Schatten drängte, wie auch für die konkrete Gewichtsverteilung der Kulturfaktoren im Kurstaat Mainz, wo es die wirtschaftlich ausgezehnte Hochschule schwer genug hatte, nach den Nöten des großen Krieges wieder langsam an Boden zu gewinnen. Von der wirtschaftlichen Seite her setzte denn auch der zweite Schönborn – Johann Philipps Neffe Lothar Franz (1695–1729) – den Hebel an, um die Juristische und Medizinische Fakultät auf eine gesunde Finanzgrundlage zu stellen – aus der zutreffenden Erwägung heraus, daß es gerade diesen Studienzweigen aufzuhelfen gelte, weil alles „um Mainz herum unkatholisch“ sei und die katholische Jugend „unter höchster Gefährdung ihres Glaubens auf protestantische Universitäten gelockt werde“, auf denen „die jura, sonderlich publica, in höchstem Flor stehen, bei den katholischen dahingegen darniederliegen“. Das kurfürstliche Dekret von 1704 jedoch, das die Umwandlung der alten Lektoralpfünden in angemessene Geldbeiträge der zuständigen Stifte verfügte, stieß auf inhaltenden Widerstand der Geistlichkeit, die die größere Wichtigkeit der philosophischen und theologischen

Studien in einem weithin „ketzerischen“ Deutschland betonte. Erst das Eingreifen des Papstes brachte 1713 die Aufhebung von 16 Lektoralpfünden, deren Einkünfte insgesamt der Hochschule zugewiesen wurden und einen ersten festen Universitätsfonds bildeten. Unter dem nächsten Kurfürsten jedoch, Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg (1729–1732 Erzbischof von Mainz), erreichte der Stiftsklerus einen Widerruf der Papstbulle von 1713, so daß nunmehr lediglich eine Jahresabfindung von 1400 Gulden zu zahlen war.

Erst um 1740 setzte dann wieder – zuletzt steil aufsteigend – eine neue Erfolgskurve ein, die letzte, welche der alten Universität beschieden sein sollte. Auf Ansuchen des Lehrkörpers wurde 1739 eine Kommission aus Vertretern aller Fakultäten bestimmt, die den Kurfürsten für eine Reform der Universität beraten sollte. Im folgenden Jahre kaufte man – das bisherige Universitätsviertel verlassend – in der damaligen Neustadt auf der „Großen Bleiche“ am Neubrunnen ein geräumiges Haus, das der Juristischen und Medizinischen Fakultät, der auf 7000 Bände angewachsenen Universitätsbibliothek und den Senats- wie Prüfungssitzungen eine Heimstätte bot. 1745 wurde der Schloßgarten in einen Botanischen Garten umgewandelt, 1746 folgten die Einrichtung eines „Anatomischen Theaters“ und – eine Frucht der Kommissionsberatungen seit 1739 – der Erlaß eines neuen Statutes. Ein Menschenalter später war die Zeit für umfassendere Maßnahmen reif: die Aufhebung des Jesuitenordens 1773 legte eine Neuordnung nicht minder nahe wie die bevorstehende 300-Jahrfeier; von innen her rüttelten neue Anschauungen im Staatskirchenrecht, anhebender Indifferentismus maßgeblicher Kurmainzer Staatsmänner und die Sorge vor dem großen Vorsprung der protestantischen Universitäten an dem Gefüge der bisher römisch-linientreuen erzbischöflichen Landesuniversität. Ein erstes Vorpreschen des Schulreformers und Hofvizekanzlers Anselm Franz von Bentzel und seines kurfürstlichen Gönners Emmerich Joseph v. Breidbach-Bürresheim lief sich nach dem plötzlichen Tod des Erzbischofs (1774) noch einmal an dem konservativen, zunächst auf die Anhänger des Alten gestützten Kurs des Nachfolgers Friedrich Karl Joseph von Erthal fest, und das Jubiläumsjahr 1777 ging sang- und klanglos vorüber. Schon zu seinem Ende aber stand die Absicht des prunkfreudigen und selbstgefälligen Landesvaters fest, es den Bestrebungen seines Erfurter Statthalters Karl Theodor von Dalberg zugunsten der dortigen Universität und seines Kölner Kollegen zugunsten einer neuen Universität in Bonn gleichzutun oder sie gar zu überflügeln durch eine Restauration, welche für den Lehrkörper den Boden der konfessionellen Ausschließlichkeit verließ und für die finanzielle Sicherstellung dem Beispiel des Fürstbischofs von Münster für die dortige Hochschul-Neugründung folgte. In dreijährigen Verhandlungen am Kaiserhof in Wien und bei der römischen Kurie erreichte Erthal die kaiserliche und päpstliche Zustimmung zur Schaffung eines leistungsfähigen neuen, heute noch bestehenden Universitätsfonds durch die Aufhebung der drei Stadtmainzer Klöster Altmünster, Reichklara und Karthause zugunsten der Universität (November 1781). Nach einer Umstellungsphase von drei Jahren unter dem aus der Verbannung zurückgerufenen und zum Kurator ernannten Bentzel konnte man

im November 1784 die Einweihung der erneuerten Universität glanzvoll begehen, die außer den bisherigen vier Fakultäten noch zwei völlig neue – eine Historisch-Statistische und eine Kameralwissenschaftliche – aufwies und zu ihren Lehrkräften auch eine Reihe von Nichtkatholiken zählte. Die bekanntesten Namen aus dem verjüngten Lehrkörper sind der Anatom Samuel Thomas Sömmering und sein Schüler Jakob Fidelis Ackermann, der Nationalökonom Johann Friedrich von Pfeiffer, der Historiker Niklas Vogt und die Bibliothekare Johannes von Müller und Georg Forster.

Nicht lange freilich sollte sich die so großzügig erneuerte Universität ihrer Blüte erfreuen: acht Jahre nach der Restauration zogen die Revolutionstruppen Custines in Mainz ein, und fünf Jahre später besiegelte der Friede von Campo Formio die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich. Das Ende der alten Universität verliert sich in einem seltsamen Zwielicht: Die Philosophische, Juristische und Theologische Fakultät siedelten in die zweite Residenz des Erzstiftes, nach Aschaffenburg, über und bildeten dort den Grundstock der Landeshochschule des neuen Dalbergischen Großherzogtums Frankfurt, der bis 1818 bestehenden Karls-Universität. Die in Mainz verbliebene Kameralfakultät ging bald ein, die Medizinische lebte als umgestaltete Spezialschule noch durch die napoleonische Zeit fort; für die Theologische fiel nach dem Erlöschen der Aschaffener Karls-Universität und mit der politisch-kirchlichen Neuordnung im Deutschen Bund von 1815 die Entscheidung dahin, daß das Großherzogtum Hessen-Darmstadt als Rechtsnachfolger in Mainz und Rheinhessen die katholischen Landeskinder für ihr Theologiestudium an die hessische Landesuniversität Gießen verwies. So stellte in Mainz selbst nach 1816 der fortbestehende Universitätsfonds mit seinen Liegenschaften praktisch das einzige Überbleibsel der formell nie aufgehobenen Universität dar, neben den man das 1805 von Bischof Colmar neu errichtete Priesterseminar als Träger der Tradition auf dem Felde der katholischen Theologie stellen darf. 1851 erreichte Bischof Wilhelm Emmanuel von Ketteler die Lösung der Katholisch-Theologischen Fakultät von der Universität Gießen und ihre Vereinigung mit dem Mainzer Priesterseminar, 1887 Bischof Paul Leopold Haffner die Anerkennung dieser Einrichtung seitens des hessischen Staates als einer den Universitätsfakultäten gleichgestellten wissenschaftlichen Lehranstalt.

So standen die Dinge noch beim Zusammenbruch 1945, auf den im Rahmen des deutschen Wiederaufstiegs das nicht minder erstaunliche und nicht allein wirtschaftlich zu bewertende kleine „Wunder“ der Mainzer Universitäts-erneuerung folgen sollte. Die im Priesterseminar praktisch vorhandene Katholisch-Theologische Fakultät, die Bereitstellung einer teilzerstörten Flak-kaserne durch die französische Besatzungsmacht und der selbständig verbliebene alte Universitätsfonds – heute der größte Weinbergbesitzer von Rheinhessen – boten zusammen die drei örtlichen Ansätze, zu denen das Bedürfnis nach einer Universität für den linksrheinischen Teil der französischen Besatzungszone und das schmerzlich reiche Angebot an vertriebenen Lehrkräften aus den deutschen Ostgebieten traten. Nachdem die grundsätzliche Entscheidung für Mainz als linksrheinischen Universitätsort schon im Winter 1945/46

gefallen war, genügte eine denkbar kurze, freilich äußerst anstrengende Anlaufzeit, um am 22. Mai 1946 – lange vor der Schaffung des Bundeslandes Rheinland-Pfalz – in dem erst behelfsmäßig hergerichteten Kasernenbereich die Wiedereröffnung der Universität Mainz zu begehen. Ihre Arbeit vollzog sich von Anbeginn an unter dem Leitwort des damaligen französischen Oberkommandierenden in Deutschland, General König: „Sie sind hier bei sich zu Hause.“

In den seitdem vergangenen dreizehn Jahren hat die Johannes-Gutenberg-Universität ihr Anfangsmaß materieller Ausstattung weit überschritten und geistig ein klares Profil gewinnen können. Auch wenn sie in erster Linie eine Universität für die Landeskinder von Rheinland-Pfalz sein will, in das sie mit Außeninstituten wie dem Germersheimer Auslands- und Dolmetscher-Institut und dem Idar-Obersteiner Institut für Edelsteinforschung auch geographisch hinausgreift, so verzeichnet sie doch mit Genugtuung, daß ihr studentischer Einzugsbereich im Laufe der Jahre nicht auf dieses Bundesland zusammengeschrunpft ist, sondern seinen wünschenswerten gesamtdeutschen Einschlag behalten hat. Darüber hinaus haben sich zahlreiche Ausländer als Gäste eingefunden – so wie auch der Lehrkörper im befruchtenden Austausch des akademischen Berufungswesens steht. Mainz erfreut sich trotz seiner seit Jahren langsam ansteigenden Studentenziffern aber noch einer Größenordnung, die eine persönliche Fühlungnahme und Förderung innerhalb der Studentenschaft wie zwischen Studenten und Dozenten zuläßt. Ungemein begünstigt wird die Zusammenarbeit der Fakultäten und innerhalb ihrer wiederum der einzelnen Fächer dadurch, daß die ganze Medizinische Fakultät mit geringen, wohl bald behobenen Ausnahmen auf dem Gelände des Stadtkrankenhauses vereinigt ist, während die fünf anderen Fakultäten – neben der Katholischen steht heute eine von Anfang an personell gut ausgestattete Evangelisch-Theologische Fakultät – die enge Gemeinschaft des Hauptforums auf dem einstigen Kasernengelände genießen, wo auch die Verwaltung, die Bibliothek, die großzügigen Sportanlagen und die verschiedenen Studenten-Wohnheime ihren Sitz haben. Daß einige Institute der Philosophischen Fakultät ihre Institutsarbeit, aber nicht ihren Vorlesungsbetrieb, zur Zeit in wiederhergestellten historischen Bauten der Stadtmitte – in dem Schönborner Hof am Schillerplatz und in dem Traditionsbau der Domus universitatis – ausüben, muß als eine unvermeidliche Zwischenlösung hingenommen werden, da gerade diese Fakultät mit ihren Raumwünschen hinter dem vordringlichen Bedarf der Medizin und der Naturwissenschaft zurückzustehen hatte.

Die erneuerte Mainzer Universität fühlt sich trotz einer Unterbrechung von fast 150 Jahren als Hüterin der Tradition der alten Kurmainzer Universität, deren Wurzeln in eine besonders schöpferische Frühzeit deutschen Hochschullebens zurückreichen.

BLICK IN DIE ZEIT

FRANZ ROH

KRITISCHE GEDANKEN ZUM KULTURPESSIMISMUS WLADIMIR WEIDLES

In einer Zeit gewaltiger Umbrüche, wie sie das 20. Jahrhundert hervorbrachte, finden sich verständlicherweise zwei scharf voneinander abweichende Urteile. Die einen sind von den neuen Einsätzen der Kunst fasziniert und bewundern deren gute wie schlechte Gestalter. Die anderen winken der veränderten Malerei, Dichtung, Musik und Architektur energisch ab, meist aber, weil sie deren gänzlich veränderte Auffassung vom Leben überhaupt noch nicht verstanden haben. Beide Richtungen sind in Gefahr, das Dasein, aber auch die echten Werte ihrer Zeit zu verfehlen. Instinktsicher müssen wir zwischen Scylla und Charybdis hindurchsegeln.

Fragt man nun aber, an welchem der beiden Ufer die größere Gefahr lauert, so würde ich antworten: am Gestade des verständnislosen Protestes und der Verkennung. Ist es doch wie im Umgang mit Menschen: ein überströmendes Wohlwollen macht immerhin noch produktiver als ein Mißtrauen a priori.

Die pessimistische Abgesangsliteratur zur Kunst des 20. Jahrhunderts hat natürlich verschiedene geistesgeschichtliche Ursachen. Obenan steht aber jenes „seelische Trägheitsgesetz“, das ich in einem Buch zur „Geschichte und Theorie des kulturellen Mißverstehens“ (1948) herauszuarbeiten suchte. Es heißt, äußerst vereinfacht ausgedrückt: die meisten Menschen schätzen oder erkennen das Formengut und diejenigen Werte, die zur Zeit ihrer Großeltern aktuell waren. Eines der unendlich vielen Beispiele ist die heutige Hochwertung etwa von Manet, Renoir, Cézanne, van Gogh (man beachte auch deren gigantische Preiskurve), während diese Gestalter zu Lebzeiten von beinahe allen Gebildeten völlig verachtet, ja gelästert wurden. Auch ein so geistvoller Zeitgenosse wie Jacob Burckhardt hielt sie für null und nichtig.

Neuerdings aber wurde eine umfassendere Negation zur geistesgeschichtlichen Mode, indem man behauptet, daß die Kunst schon seit etwa 1750 nicht mehr an die Kirche oder an den Staat gebunden sei und deshalb nun gleichsam im leeren Raume taumle. Auf dieses entscheidende „Unglück“ soll erst später eingegangen werden. Auch für Wladimir Weidlé ist es höchst bedeutsam, dessen Buch „*Les Abeilles d'Aristée*“ von 1954 nunmehr deutsch als „*Die Sterblichkeit der Musen*“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1958) vorliegt. Seine „Betrachtungen über Dichtung und Kunst in dieser Zeit“ haben zunächst etwas Faszinierendes, denn sie enthalten kluge Erörterungen der Gestaltungsfragen des 19. und 20. Jahrhunderts. Bei tieferem Eindringen entdeckt man aber, daß das komplizierte Gewebe dieses Werkes manche dunklen Fäden des Irrtums enthält, die man aufdecken muß. Es handelt sich entweder um Wertungen, die der Verfasser (wie das dann immer üblich) für ewig gültig ansieht, obgleich man sie als durchaus zeitbedingt entlarven kann. Oder er behandelt, was glücklicherweise öfters festzustellen ist, Werte und Forderungen, die er, mit vollem Rechte, durchgehalten wissen will, Werte, die er aber auch in der modernen

Kunst entdecken könnte, wenn ihm nicht deren neue, spannungsreichere künstlerische Sprache und ihre versteckteren, viel indirekteren Harmonien verschlossen blieben, z. B. die neuerdings betonte Einsprengung von „disparaten Bestandteilen der Erfahrung“ (Eliot).

So entsteht denn auch hier jene Lieblingstheorie sublimer heutiger Reaktionäre: seit dem genannten Umbruch von etwa 1750 sei eine totale Kunst überhaupt nicht mehr möglich. Alle tieferen menschlichen Gehalte schwänden dahin, so daß „die drohende Gefahr der Zersetzung, die heile Geister bereits mit Schrecken wahrnehmen . . . , bis zu den Quellen der Kunst überhaupt vordringen konnte“ (10). Diese These zieht sich durch das gesamte Werk, bald deutlich spürbar, bald mehr unterirdisch zu ertasten. Sie entpuppt sich als ein wiederkehrendes Glied in jener Kette kultureller Klagen und Untergangsgesänge, welche die verschiedenen Epochen über ihre eigene Zeit anzustimmen pflegen, während sie gleichzeitig (das gehört zusammen) weit zurückliegende Kulturäußerungen jeweils zum „goldenen Zeitalter“ erheben.

Heute liege der Abgrund in der „poésie pure“, welche „unabhängig von jederlei Gegenstand“ sei. In kühnem Salto heißt es weiter, also unabhängig „von jederlei menschlichem Gehalt“ (113). Ich glaube aber, bereits das Wesen der Musik könnte uns daran erinnern daß wir aus dem ersten Satze nicht ohne weiteres den zweiten folgern dürfen. Auch eine *undingliche* Malerei und Plastik hat zeigen können, daß ein Gehalt keineswegs entscheidend in der Wahl und Ausführung von *Gegenständen* ruht. Was aber die Dichtung anlangt, so behielt ja auch die modernste Poesie (außer ganz wenigen bloßen „Lautgedichten“) durchaus einen Gegenstand. Nur werden allgemeinere, strukturelle, menschliche und Naturprozesse nun zum Vorwurf genommen, weniger aber Einzelmenschen dargestellt.

Eine weitere These lautet: „Der Dichter und der Maler früherer Zeiten trafen keinen Unterschied zwischen ihrer Welt und der der anderen“ (20).

Hiergegen muß man feststellen, daß dieser Zustand immer erst erreicht wurde, wenn das Publikum einen neuartigen Stil verspätet nachempfunden und assimiliert hatte. Man denke nur an die Klage Lucas Mosers auf dem Tiefenbronner Altar, an die Entrüstung, die Michelangelo Jüngstes Gericht hervorrief, an die Vorladung Veroneses, an die gänzliche Vereinsamung des späten Rembrandt, dann wird man auch mit dieser *laudatio temporis acti* vorsichtiger werden. – Inwieweit sich die Isolierung des Schaffenden heute wirklich vergrößerte, wäre soziologisch zu begründen. Statt dessen schiebt Weidlé dem Künstler eine Schuld zu: er hätte seiner selbst nicht bewußt werden dürfen. „Daß der Künstler sein Schöpfer-tum durchschaut, wirkt in heutiger Zeit verhindernd auf sein Schaffen“ (20). Es komme, mit Keats zu sprechen, einzig und allein darauf an, „in der Ungewißheit, im Geheimnis, im Zweifel zu beharren“ (261). Obgleich Weidlé später meint, „der Höhepunkt einer Kultur ist . . . der Augenblick vollkommenen Gleichgewichts zwischen Mythos und Logos“ (291), wird für den Künstler die Vernunft, jene hohe, nach Kant keineswegs nur rationale Kraft, recht negativ bewertet. „Die zwei vorangehenden Jahrhunderte“ haben den Menschen „darauf abgerichtet, alles zu zerstören, was nicht unter das Urteil der Vernunft fiel“ (289). Als Beispiel hierfür wird schon Leonardo angesehen und aufs radikalste abgelehnt (im Gegensatz zu Raffael, Michelangelo, Tizian und Correggio). „Nur in der Welt des Leonardo hat niemand gelebt, denn hier gibt es keine Welt . . . nichts weiter als eine Summe größtenteils von ihm erfundener Verfahren“ (242, 243). Hier stoße man allein auf „unbarmherzige (!) Intelligenz“ (244).

Nun, schon an diesem einzigen Beispiel kann man das Gegenteil beweisen: daß nämlich angespannte denkerische Bemühung und irrationale seelische Intuition keineswegs einander auszuschließen brauchen, wie dies Weidlé anzunehmen scheint, durch dessen ganzes Buch dieses negierende irrationalistische Apriori geistert. Ob die Denkbemühungen des Künstlers praktisch gerichtet waren wie im Quattrocento oder bei Leonardo und Dürer, ob sie normativ stilbildend wirkten wie in den Akademien vor und nach Poussin oder ob sie Grundfragen der Ästhetik erörterten wie bei Goethe und Schiller: immer hat sich doch gezeigt, daß die Intuition der Künstler jene Begleitprozesse souverän überstrahlte. Dies gilt auch für unser 20. Jahrhundert, gegenüber dem Gestrüpp von Künstlertheorien unserer Tage.

Aber Weidlé klagt über den Einfluß der *Ästhetik*, die eine stilbrechende Auffassung heraufgeführt habe. Ästhetik nimmt er nicht in jenem umfassenden Sinne Schillers als die Überlegung, wie man tiefsten menschlichen Ausdruck künstlerisch formen könne. Er polemisiert gegen deren speziellere Phänomene bei Poe, Valéry und Croce, wobei er für den Künstler immer nur den Glauben und das unberührbare Geheimnis propagiert.

Ausführlich widmet sich Weidlé der Entwicklung des Romans, die er in feinsinnigen Beobachtungen und Analysen aufzuzeigen versucht. Nur kann man auch hier gewisse konservative Bewertungen bestreiten. Die Scott, Balzac, Flaubert, Tolstoi, Dostojewski hätten noch eine bestimmte Form durchgehalten und wirkliche Menschen geschildert, im 20. Jahrhundert habe der Roman dann aber ein experimentelles Verfahren bevorzugt, und es nehme „die Aufzupropfung eines phantasiefreudlichen Denkens systematische Form an“ (18). Es „klafft von nun an ein Zwiespalt zwischen Phantasievorstellung und Wissen“ (20). Andere Autoren aber würden zu dokumentarisch. So komme es entweder zu einem bloßen „Romanersatz“ oder zur literarischen „Montage“.

Über die Montagetechnik wird ein rein negatives Urteil gefällt. „Im Grunde bleibt sich der Vorgang gleich, symbolisch oder tatsächlich wird er mit der Schere durchgeführt . . .“, da das Erleben „nur noch zum geringsten Teil als Inhalt seiner (des Dichters) Erfahrung zu ihm kommt . . .“ (23). „Hingegen überläßt man im Falle der Montage dem Leser die Mühe, das Ganze auf einen Nenner zu bringen“ (22). – Diese Stelle ist insofern wichtig, als jenes Montageprinzip im neuen Roman, in der bildenden Kunst und sogar in gewisser Musik eine charakteristische Rolle spielt. Weidlé übersieht aber gewisse Umstände, welche hier den individuellen Ausdruck des Gestalters durchaus sicherstellen. Überläßt doch eine gute Montage keineswegs nur dem Beschauer, die geforderte Einheit zu finden. Sie ist schon im Gesamtgefüge vorhanden, in dem man wie in jedem anderen Kunstwerk nichts mehr verrücken darf. Aber auch schon jeder Einzelteil geht aus der individuellen Wahl des Autors hervor. Nicht nur im Mosaik (Ravenna!), auch in der Architektur arbeitet der Gestalter individuell und dennoch mit Fertigteilen. – Man kann hier aber eine allgemeinere Erkenntnis einschalten. Da die Naturformen unendlich sind und die bereits verobjektivierten Äußerungen des Menschen beinahe als unendlich angesehen werden können, ist durch freie Kombination dieser vorgegebenen Strukturen eine echte Individuation des Künstlers durchaus gewährleistet.

Weidlé gibt zu, daß der Roman die dehnbarste aller literarischen Gattungen darstelle, trotzdem aber kommt er mit verengenden Forderungen. Nach seiner Ansicht überschreiten z. B. Huxley, Th. Mann (im *Zauberberg* und *Dr. Faustus*), Galsworthy, Jules Romains,

Martin du Gard (im „Sommer 1914“), Proust (der zu sehr analysiere), Svevo, Virginia Woolf, Hudson, Musil, Joyce, aber auch Dreiser, Passos, Döblin, Sartre die eigentlichen Grenzen des Romans und seine allein standhaltenden Möglichkeiten, wenn auch nach ganz verschiedenen Richtungen hin. Statt daß es Weidlé damit bewenden ließe, zu beschreiben, worin sich die neue Romanteknik geändert habe (wofür er sogar gute Analysen gibt), behauptet er hartnäckig, daß die neuen Erscheinungen nun aus den eigentlichen, tieferen Möglichkeiten des Romans herausfallen. Offensichtlich ist hier wieder das übliche Verknennungsschema wirksam, nach welchem das frühere Jahrhundert auf dem richtigen, das eigene aber auf dem falschen Wege wandelt.

Richtig wird festgestellt, daß es sich jetzt um eine „Verdrängung der Fabeln“ im Roman handle, ebenso um einen „Verfall der Romanfiguren“, und beiden Fragen ist je ein Kapitel gewidmet. Nicht erkannt wird aber, was an die Stelle der Fabeln und der runden Romanfiguren getreten ist und warum eine neue Gestaltungsweise jene ältere ausschließen mußte. Wenn nämlich im 20. Jahrhundert das Leben als ein polyphones, diskontinuierliches, simultanes Geschehen empfunden wird, dann wird es sinnlos, im neuen Romangefüge auf einer kontinuierlichen Fabel und auf festumrissenen Personen zu verharren. – Schaltet unser Verständnis nicht entsprechend um, so urteilen wir ähnlich wie das 19. Jahrhundert, dem die mittelalterliche Kunst gegenüber der vorausgegangenen Antike nur als Verlorengehen einer natürlichen „Einfühlung“ erschien. Man sah damals nicht, daß einer umfassenden Abstraktion genauso gewichtige Kunstwerke entspringen können, in denen dann allerdings der dargestellte Mensch zunächst als weniger „wirklich“, ja marionettenhaft erscheinen mußte.

Auf die bildende Kunst habe vor allem das *Museum* verheerend eingewirkt. „Am Museum hat er (der Künstler) gelernt, die Form lediglich (!) als Form anzusehen“ (182). Sicher ging man dazu über, „die Malweise dem Gegenstande vorzuziehen“. Die Behauptung aber, „dadurch wurde sie (die Malerei) binnen kurzem zu einer leeren Kunstfertigkeit“ (187), erscheint mir wieder als ein unerlaubter Salto. – Es sei zugegeben, daß im 19. Jahrhundert Ästhetik und Museum die Entwicklung teilweise gestört haben, und noch der opponierende Futurismus hätte Weidlé tumultuarisch zugestimmt. Inzwischen aber verselbständigte sich unsere eigenkräftigere Kunst in steigendem Maße, trotz wachsender Ästhetik, einer doch schüchternen, esoterischen Begleitwissenschaft und eines sich steigernden Museumskultes. Die Kunst kehrte sich sogar besonders radikal von derartigen Einflüssen ab. Nicht erst seit dem äußerst selbständigen Cézanne, der doch so gern in den Louvre ging.

Weidlé meint aber immer wieder, es gäbe heute keinen einheitlichen Stil mehr, wir fänden nur noch „die widersprechendsten Ausdruckssysteme im Kurs“ (101). So stößt man denn auch hier wieder auf jene historisch-perspektivische Täuschung aus der nahen Sicht, die ich an anderen Orten mehrfach herauszuarbeiten versucht habe. Liest man etwa die Klagen Walthers von der Vogelweide über das hohe Mittelalter oder Hölderlins verzweifelten Brief über die Zeit um 1800, so zeigt sich, daß wegen der damaligen divergenten Fülle der Erscheinungen noch nicht gesichtet wurde, was sie aneinander bindet. Das 19. Jahrhundert enthielt besonders divergente Züge, aber im 20. ist doch durchaus wieder eine Kontraktion, eine Vereinheitlichung der Ausdrucksweisen spürbar geworden. Für die Architektur tritt das ganz deutlich zutage, für die Dichtung und Malerei aber wird man es immer mehr erkennen, da alle unsere Kunst-ismen auf einen gemeinsamen Antinaturalismus hin konver-

gieren. – Weidlé gibt ferner seiner Verwunderung Ausdruck, daß heute „die unterschiedlichsten Stile“ auch „bei demselben Autor und demselben Werk“ vorkommen (103). Auch diesen Unterschied sollten wir jedoch nicht übertreiben, da wir, beim Einblick in die Geschichte, alle Divergenzen entfernter Zeiten verkleinert, die eigenen aber vergrößert wahrnehmen (ein viel zu wenig beachtetes Gesetz historisch-optischer Täuschung). Goethes Sprünge von der früheren Rokokolyrik zum jähem „Sturm und Drang“, dann zum gehaltenen Klassizismus, bis zum surrealistischen Experimentalstil von Faust II wurden damals so beargwöhnt, wie heute etwa Picassos Häutungen. Und zwischen Faust I und II besteht in ein und demselben Werk eine gewaltige Divergenz. Selbst innerhalb des viel extremer pluralen Stils von Joyce, der selbstverständlich angegriffen wird, bleibt doch eine spontane Einheit der Individuation vernehmbar, aus der all die verschiedenen Darstellungsmittel dieses Autors wuchern.

Da dem Verfasser in der Kunst alles methodische Vorgehen verdächtig erscheint, mißtraut er übermäßig allem, was er Komposition und Konstruktion nennt; so Valéry, „der sich bemüht fühlte, als die poetischste aller Ideen die Idee der Komposition zu preisen“. Als ob derartige Haltesysteme bei jedem guten Werk nicht intuitiv überstrahlt würden!

Sind sie nicht letzten Endes so gefahrlos wie in der Musik der eigentlich äußerst gewagte Schematismus der Fuge? – Es folgt eine Charakterisierung des *Konstrukteurs*, die recht veraltet ist. Ein Konstrukteur mache sich „abhängig nur (!) von dem, was er als sein Ich erkenne“ und „verläßt sich ausschließlich (!) auf das Kalkül . . . Die Konstruktion maß sich das Recht an, ex nihilo zu schaffen“ (227). – Als ob nicht zu jeder sinnvollen Konstruktion eine Unterwerfung unter die Möglichkeiten des vorgegebenen Materials gehöre, ferner ein intuitiver Einsatz! Weidlé aber läßt sich sogar zu dem Satz hinreißen: „Wenn Gott ein Ingenieur wäre, hätte er alle Blätter eines Baumes genau gleich geschaffen.“

Weidlé meint weiter, auch „eine Architektur als lebendige Kunst gibt es seit Beginn des vorigen Jahrhunderts nicht mehr“ (159). – Im Hinblick auf einen Schinkel, Weinbrenner, Semper usw. dürfte auch diese These wohl zu summarisch sein. Für das 20. Jahrhundert ist sie geradezu falsch, wenn man an Wright, Gropius, Mies van der Rohe, Le Corbusier usw. denkt. Wo wir seit einigen Jahrzehnten Tendenzen des Wiederaufstiegs spüren, sieht Weidlé immer nur „die Kräfte der Auflösung“. „Je mehr wir uns der Gegenwart nähern, um so gleichmäßiger wirken sie sich in allen(!) Bereichen der Kunst aus . . .“

Wollen wir wirklich das inzwischen überall herumgereichte Todesurteil gegen das gesamte 19. Jahrhundert unterschreiben? „Keine Einheit und darum auch keine Seele mehr“ (161), heißt es vom verflorenen Säkulum. Sollten wir nicht lieber sagen: wenig Einheit und dennoch Seele, angesichts eines Beethoven, Schubert, Brahms, eines Courbet, Manet, Cézanne, eines Balzac, Tolstoi, Dostojewski? – Über das 20. Jahrhundert lautet das Urteil: „unsere Kultur besteht heute nur noch in zusammenhangloser und bruchstückhafter Form“ (321). Der Schriftsteller, „wo sollte er Menschen finden, bei denen noch etwas vorhanden ist, das man nicht restlos (!) auf Komplexe und Kalkül zurückführen kann?“ (308) Die totale Mobilisierung (E. Jünger) habe erreicht, daß der Schriftsteller „Worte nur in Unternehmungen von unmittelbarem Nutzertrag investiert, anstatt sich ihrer zu riskanten Transaktionen zu bedienen, die keinen Profit abwerfen“ (324).

Man zielt hier gegen die „art engagée“, und es wird gegen Sartre polemisiert. In solcher Formulierung aber bleiben dessen ethische Einsätze, wie man auch sonst über ihn denken möge, gänzlich unberücksichtigt. „Was Sartre die Literatur der großen Umstände nennt,

ist leider auch eine Literatur unmenschlicher Umstände“ (329). Der Schriftsteller gerate nun in die Lage, daß er „die vielen zwar einflußstarken, aber innerlich hohlen Gedankengänge seiner Zeit allzu ernst nimmt“ (329). „Auf allen (!) Gebieten der Kunst“ ständen „auf der einen Seite nur noch die Materie und die Animalität, auf der anderen – intellektuelle Strukturen“ (330). – Indem solche Erörterungen groteskerweise den Unterschied von bloßem Stoff gegenüber der dichterischen Formgebung ignorieren, wird weitere kulturelle Belkommenheit verbreitet.

Selbstverständlich wendet sich Weidlé gegen den gesamten Surrealismus. Dem Autor scheint jener zeitlose Gestaltertypus unverständlich zu bleiben, den man den pandämonischen nennen könnte und der in allen stärkeren Epochen vorkommt – ein Typus, dessen Sinn allerdings immer am schwierigsten zu verstehen ist. Picasso zeige nur, „wie entwurzelt und haltlos die menschliche Schöpfung geworden ist“. Der standhaltende Satz des späten Eliot, „der Gegenstand ist wichtig als Mittel; Zweck ist das Gedicht“, gilt als höchst bedenklich. Aber auch die neue Sachlichkeit wird abgewiesen, nicht minder ihr Gegenspieler, der Expressionismus, „wegen völliger Überflutung durch ein Pathos, das gänzlich(!) im Stoffe, im Thema, in der Absicht hängenbleibt“, was nur teilweise vom literarischen, gar nicht aber vom malerischen Expressionismus gesagt werden sollte. Die Aufzehrung des Gegenstandes wird entsprechend verworfen (196), obgleich schon Schiller von dieser Aufzehrung des Gegenstandes durch die Form als letzter Aufgabe aller Kunst geschwärmt hatte. Glücklicherweise bewundert Weidlé zwischendurch auch wieder vieles, so nicht nur Broch und Felix Hartlaub. Kafka wird bejaht, ja sogar wundervoll interpretiert. Im ganzen aber wandle der neue Roman auf absteigender Linie. Im Surrealismus der Malerei hingegen seien überhaupt keine Gestaltungselemente mehr zu finden. Max Ernst und Chirico „glauben, daß es damit getan sei, wenn man einen Haufen von durcheinandergemischten Kartothekzetteln abschreibt“.

Diese Einstellung muß natürlich dazu führen, daß auch ein ganz anderer Bereich, nämlich eine völlig gegenstandslose Malerei grundsätzlich !abgelehnt wird, nicht etwa nur die Betriebsamkeit ihrer sekundären Meister. „Glauben Sie, daß man vom Kunstwerk (!), was der Kunst gehört, abziehen und den Rest über Bord werfen kann?“ (208) – Schon die Romantiker besaßen in dieser Richtung mehr Verständnis, indem sie mindestens eine vorahnende Theorie bildeten, und Goethe sprach ausdrücklich vom seelisch-sittlichen Wert der Farbe. Bei Schiller konnte man bereits lesen: „Darin besteht das eigentliche Kunstgeheimnis des Meisters, daß er den Stoff durch die Form vertilgt.“ Schon vor einem halben Jahrhundert hatte Kandinsky in seiner Schrift „Über das Geistige in der Kunst“, so angreifbar auch Einzelheiten hier erscheinen mögen, vor allem aber in seiner Malerei selber bewiesen, daß Ausdrucksgehalt und Tiefenkraft auch in ungegenständlichen Äußerungen enthalten sein können. Obwohl danach die bedeutendsten Museen der Welt und unzählige Privatsammlungen diese neue Kunst enthusiastisch an sich zogen, erscheint sie Weidlé noch immer prinzipiell unmöglich. Gerade dieser Zweig der heutigen Gestaltung gilt ihm als „untotal“.

Es ist nun an der Zeit, etwas über diesen Totalitätsbegriff der Kunst zu sagen. Entweder zielt dieses dunkle Wort letzten Endes auf das sogenannte „Gesamtkunstwerk“. Dann ist allerdings die Oper bedeutsamer als die Symphonie, die Malerei gewichtiger als die Zeichnung, das Drama umfassender als die Lyrik, die darin ja enthalten sein kann. In solcher

Progression bedeutet eine gegenständliche Malerei tatsächlich mehr als eine „absolute“. Aber mit *künstlerischer* Totalität ist im Grunde nur der bis ins Letzte gehende Tiefenausdruck gemeint. Dieser kann dann aber bei einer bloßen Schwarz-Weiß-Zeichnung Rembrandts genauso wie in seiner Malerei, in Beethovens „bloßen“ Quartetten genauso wie in seinem Fidelio glühen, wo ja noch die „menschliche“ Sprache hinzukommt. Und ein „Letztes“ kann in der bloßen Lyrik, die gar nicht gegenständlich erzählen, sondern nur einen innern Zustand projizieren will, genauso wie im gegenständlich berichtenden Roman aufleuchten. Auch in der undinglichen Malerei und Plastik existieren neben den vielen Stümpfern, die uns in allen Stilen und Gattungen behelligen, seit beinahe fünf Jahrzehnten international anerkannte Meister, welche durchaus „totale“ Aussagen, nunmehr im zweiten Sinne dieses Wortes gemacht haben. Immer wieder und auf allen oben genannten Gebieten ist also der entscheidende Satz unter Beweis gestellt worden: ein *decrecendo* an Bildmitteln und Ausbendimensionen des Kunstwerks braucht nicht im geringsten mit einem *decrecendo* an Ausdruckstiefe verbunden zu sein.

Dem Pessimismus der jeweiligen Gegenwart entsprechend, heißt es aber: Schon der Impressionismus und der Expressionismus, die unseren Weg vorbereiteten, „zeretzten beide die Ganzheit der Erlebnisse“. Es läßt sich aber deutlich machen, daß alle bedeutenden Arbeiten von Manet, Monet, Renoir, Rodin, danach alle gewichtigen Werke von Cézanne, van Gogh, Munch, Matisse, Picasso, Kirchner, Marc, Klee, Kandinsky usw., ebenso die guten Plastiken von Lipschitz bis Moore auf Ganzheitserlebnissen gründen und solche beim Betrachter wieder hervorrufen. Das bleibt doch bezeichnend für sämtliche guten Werke eines jeden Stils und Zeitalters, ist ja geradezu das Kriterium ihrer Gültigkeit.

Kritisch untersucht müßte einmal auch werden, was eigentlich gemeint ist, wenn bei Weidlé der – neuerdings öfters auftauchende – Satz erklingt: „Die Kunst vermag nicht in voller Isolierung, in reiner Autonomie zu bestehen“ (354). Hier wäre zunächst festzustellen, daß Autonomie mindestens dreierlei heißen kann. Entweder die Gestaltungsweise hat sich von der Religion entfernt, oder sie hat sich vom sogenannten Gegenstand befreit. Oder sie entfernte sich ästhetenhaft von jeder tieferen menschlichen Aussage überhaupt. Als Kunsthistoriker kann man hier nur mit Entschiedenheit bekennen, daß die Kunst allein das dritte Fundament niemals entbehren kann.

Weidlé beschließt sein Buch in einer gänzlich neoromantischen, restaurativen Tonart, und man erinnert sich daran, daß der vertriebene, verdüsterte Russe zwei Jahrzehnte am Pariser Institut für orthodoxe Theologie lehrte. „Erst wenn die Kunst auf den tiefsten Grund der Hölle niedergestiegen ist, wird sie an der Schwelle des Fegefeuers die Sterne wiedersehen.“ – „Die Religion allein (!) hat die Macht, die Stätten, an denen sie weilt, wieder bewohnbar zu machen . . .“ Die Kunst braucht jene Stütze, „die nichts (!) andres als die Religion ihr geben kann“ (379). Da es an anderer Stelle aber heißt, „es gibt keine Heimkehr ins Gewesene . . .“ (384), schließt der Gegenwartsver zweifelte ganz feierlich mit einem durchaus mittelalterlichen, innerhalb einer kunstwissenschaftlichen Erörterung pseudopoetischen Satz: „Die Kunst ist nicht ein Kranker, der auf den Arzt wartet, sie ist ein Sterbender, der seiner Auferstehung harret“ (384).

Zusammenfassend möchten wir dem entgegensetzen: bei aller Achtung vor der Religion ist diese keineswegs die *einzige* Macht, welche die Tiefenkraft der Künste retten kann. Volle Kunst hat es auch vor und nach religiösen Menschheitsepochen gegeben: in der magischen

und heidnischen Zeit, aber auch in der weltlich metaphysizierenden und schließlich in der neuesten Epoche. Hierbei dürfen wir natürlich „das Religiöse“ nicht mehr in der üblichen Erweichung definieren, wie sie uns z. B. der säkularisierende Schleiermacher zumutete: „als das Gefühl der schlechthinnigen Abhängigkeit“, das ja auch ein Atheist dem Kosmos gegenüber hegen kann.

Auch im Bereich der Künste brauchen wir eine heutige und freiere Sicht, eine freiere, als diese kulturelle Abgesangsliteratur zu geben vermag. Kunst kann unter gewissen soziologischen Umständen immer entstehen, solange der Mensch – auch in weltlichem Sinne – ein Tiefen- und Gestaltungsvermögen besitzt, das über alles nur Lebenpraktische und Rationale hinausdrängt. Schon der ethische Klassizismus um und nach Poussin und Claude Lorrain, aber auch der inbrünstige Realismus von Brueghel bis Brouwer, van Goyen bis Vermeer waren nicht mehr religiös zentriert. Nicht erst seit 1750 haben grandiose Bauten, Plastiken, Dichtungen, Malereien und weltliche Musik erwiesen, daß es auch andre Tiefenfundamente gibt, als ein neuromantischer Kulturpessimismus zugestehen will. Und unser „gottloses“ 20. Jahrhundert zeigt keine künstlerische Ermattung, sondern hat im Gegenteil ganz neue Dimensionen des Seins erschlossen.

HANS MAGNUS ENZENSBERGER

ANALYSE DER TASCHENBUCH-PRODUKTION (3. Teil)

Wie verschiedene Lösungen ein und dasselbe Dilemma zuläßt, wie groß, allen inneren und äußeren Zwängen zum Trotz, der Spielraum immer noch ist, innerhalb dessen die Mittelsmänner der Großverlage arbeiten können, zeigt ein Projekt, mit dem die Fischer-Bücherei seit eineinhalb Jahren dem Unternehmen Rowohlt Konkurrenz macht. Die „Enzyklopädie des Wissens“, von der bisher neun Bände vorliegen, tritt mit nicht minder hohem Anspruch auf. Sie beruft sich sogar, statt sie mit Platitüden abzutun, ausdrücklich auf die französischen Enzyklopädisten als ihre geistigen Ahnen und zitiert den folgenden programmatischen Satz d'Alemberts aus seiner im Jahre 1751 geschriebenen Einleitung:

„Das Werk, das wir begonnen haben und zu Ende zu führen wünschen, hat einen doppelten Zweck: als Enzyklopädie soll es, soweit möglich, die Ordnung und Verkettung der menschlichen Kenntnisse erklären; und als methodisches Sachwörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe“, ein Ausdruck, den wir heute mit „Technik“ übersetzen würden, „soll es von jeder Wissenschaft und Kunst . . . die allgemeinen Grundsätze enthalten, auf denen sie beruhen, und die wesentlichen Besonderheiten, die ihren Umfang und Inhalt bedingen („Jean le Rond d'Alembert, Discours préliminaire zur Enzyklopädie von 1751“).

Es liegt auf der Hand, daß die Verwirklichung eines solchen Plans, zweihundert Jahre nach d'Alembert, äußerst schwierig ist. Sie setzt voraus, daß die Herausgeber einer solchen Enzyklopädie die Frage, wie umfassendes Wissen heute überhaupt noch möglich sei, gründlich durchdacht haben, ehe sie ans Werk gegangen sind. Die Antwort, die sie gefunden haben, zeigt, daß sie sich auf ihre Ahnen, die Aufklärer, mit Recht berufen. Der

programmatische Satz ist hier kein bloßes Aushängeschild. Freilich ist ihr Erfolg durch eine dreifache Askese teuer erkaufte. Zunächst wird auf die Vollständigkeit verzichtet, die man von Nachschlagewerken zu verlangen pflegt. Der reine, unartikulierte Wissensstoff tritt zugunsten größerer Strukturen zurück. Das Material wird gleichsam schon zu Riesennukleolen aufgebaut und nicht im atomaren Zustand vorgeführt. Zweitens ist der Bauplan der Enzyklopädie von vornherein abgesteckt, so daß sie nicht ins Blaue und Uferlose fortwuchern kann: wie jedes „sinnvolle Gebäude“ steht sie in ihren Umrissen bereits fest, ehe mit der Ausführung begonnen wird. Außerdem läßt sich der Verlag mit dem Erscheinen der Einzelbände Zeit: sie erscheinen in Abständen von zwei Monaten. Sowohl die Beschränkung auf einen festen Umfang wie die des monatlichen Ausstoßes muß gegen die inflationistische Tendenz des Apparats durchgesetzt werden, der am liebsten ununterbrochen und endlos fortproduzieren möchte.

Der Herausgeber Ivo Frenzel, der unverständlicherweise im Impressum ungenannt bleibt, behält auf diese Weise die Publikationsmaschine, die ihm zur Verfügung steht, fest in der Hand. Die Liste der 34 Bände, die insgesamt erscheinen sollen, liegt vor. Sie ist nicht nur für den Käufer von Nutzen, dem von vornherein reiner Wein eingeschenkt wird; sie gibt auch Hinweise auf die Struktur des Ganzen. Dieses Ganze, auf das letzten Endes jede Enzyklopädie gehen muß, ist auf 21 Disziplinen verteilt. Der auffälligste Zug dieser Anordnung ist es, daß der Historik, der Geschichtswissenschaft, nur ein einziger Band zugemessen wird, während auf die Technik zwei, auf die Medizin gar drei Bände entfallen. Dieser systematische Aufbau, der sich im Innern der Einzelbände fortsetzt, ist echt enzyklopädisch. Der Verzicht auf Historizität ist freilich der schwerwiegendste, den die geistigen Väter des Unternehmens auf sich genommen haben. Was für Diderot und d'Alembert noch eine philosophische Möglichkeit war, wird unserem Bewußtsein zu einem Trick, mit dessen Hilfe der ständig anschwellende Fluß der Erkenntnis zum Wissensgebäude sich allein sistieren läßt. Dieser List eines historischen Bewußtseins, das sich als systematisches verkleidet, bleiben die Editoren mit bewundernswürdiger Konsequenz treu; auch hier ist es ihre eigensinnige Enthaltsamkeit, die dem prekären, klug durchdachten Plan zum Erfolg verhilft.

Innerhalb des Einzelbandes setzt sich ihre entschiedene Haltung fort. Der Stoff wird jeweils in vier bis sechs Dutzend größere Sachwortartikel aufgeteilt, die alphabetisch angeordnet sind, so daß ein Dictionnaire raisonné entsteht. Die Wahl der Stichwörter ist dabei ein kardinale Problem. Ihre Zahl muß begrenzt bleiben, damit der Stoff nicht zerfällt; Wiederholungen sollen vermieden werden; trotzdem muß der Gegenstand wenigstens im Wesentlichen erschöpft werden; überdies soll jeder Artikel für sich lesbar bleiben, als wäre er ein kleines Essay. Die Methode macht es den Autoren nicht leicht, sie erbringt aber für den Leser wertvolle Gewinne. Es wird nämlich auf diese Weise Ordnung und Übersicht geschaffen, ohne daß sie durch Starre bezahlt werden müßte. Denn der Benutzer hat es in der Hand, die Teilstücke wie ein Mosaik selbst zum System zusammenzufügen. Er beginnt bei irgendeinem Artikel, folgt den Verweisungen, die ihn interessieren, und findet so am Leitfaden seines eigenen Denkens und Fragens den Zugang zum Ganzen.

Die Homogenität, auf die es bei einer solchen Sache ankommt, bleibt in den vorliegenden Bänden bis zu einem erstaunlichen Grad gewahrt. Es ist kaum zu ermessen, wie viele Mühe und Geduld eine Redaktion investiert haben muß, um Niveau, Methode und Stil so durchgängig zu wahren.

Die Begrenzungen der „Enzyklopädie des Wissens“ sind durch ihre Vorzüge von Anfang an gesetzt. Daß der Verlag den zutreffenden Namen des Projekts durch den Untertitel „Das Fischer-Lexikon“ suppliert hat, um nur ja sicherzugehen, ist kaum zu rechtfertigen. Ein solcher Untertitel erinnert den Leser an den Typ eines Nachschlagewerks, das im 19. Jahrhundert vorherrschend war, nämlich an das Konversations-Lexikon, und darin liegt eine Irreführung. Der Wert eines derartigen, herkömmlichen Lexikons bemißt sich nach seiner materialen Vollständigkeit: das Wissen wird darin zwar nur punktuell, aber lückenlos erfaßt. Dagegen ist es gerade die Tugend des Fischerlexikons, daß es zum Beispiel in seinem Musik-Band nicht wahllos alles aufammelt, was über Musik gewußt werden kann. Die Enzyklopädie soll nicht Daten, sondern Aufschlüsse liefern. Als Nachschlagewerk ist ihr Wert durchaus begrenzt.

Eine weitere, sehr ernste Frage wirft der jüngst erschienene Band über „Film, Rundfunk und Fernsehen“ auf. Zunächst fällt auf, daß er als einziger nicht in das System der Enzyklopädie einzufügen ist. Diese Störung im Gesamtplan verweist auf eine Störung im realen Gefüge der Wissenschaften: nämlich auf das Fehlen einer Wissenschaft von der Massenkommunikation, zu der eine Disziplin wie die Zeitungswissenschaft nur einen ganz unzureichenden Ansatz abgibt. Aber darüber hinaus scheint bei einem solchen Thema der enzyklopädische Gedanke selbst an eine Grenze seiner Möglichkeiten zu stoßen. Er entstammt einer Phase der Aufklärung, in der sie sich selbst ohne Reflexion hinnimmt. Einer Sache wie der Massenkommunikation ist dagegen nur mit den Mitteln einer Aufklärung beizukommen, die ihrer eigenen Dialektik ansichtig geworden ist. Die sauberen, übersichtlichen, kenntnisreichen Artikel des Fischerbandes können nicht darüber hinwegtäuschen, daß gerade die Struktur, das innere Gesetz der mass media in ihnen unaufgeklärt bleibt. Die Lektüre eines Aufsatzes von Anders oder Adorno lehrt mehr über ihre Natur als die des ganzen Lexikon-Bandes. Daraus ist zu folgern, daß es Gegenstände gibt, die enzyklopädisch überhaupt nicht mehr, sondern nur noch kritisch faßbar sind. Die Historizität, die die Herausgeber aus guten Gründen ausgeklammert haben, rächt sich hier an ihnen, indem sie den Begriff der Enzyklopädie selber als Anachronismus verwirft.

Die Spannweite der Taschenbuchproduktion, ihre Chance und Begrenzung haben wir auf zwei Teilgebieten zu durchmustern versucht. Beiden ist gemeinsam, daß sie auf das Bestehende und Verfügbare pochen, ohne ihm doch feste Maßstäbe abgewinnen zu können. In den weltliterarischen so gut wie in den enzyklopädischen Programmen scheint durch die verkaufsgerechte Kaschierung die geistige Lage mehr oder minder deutlich hindurch. Das allein spricht den Lektoren und Redakteuren ein günstiges Urteil, denn es beweist, daß sie es verstanden haben, sich gegen die Blindheit der Apparate bis zu einem gewissen Grad durchzusetzen. Der reine Schund fehlt in der deutschen Taschenbuchproduktion so gut wie ganz. Während das amerikanische pocket-book schon durch sein Umschlagbild die Kapitulation des Geistes vor der Gewalt des Apparats vollzieht und die Bibel oder Homer ganz wie Mickey Spillane oder Superman ins immergleiche blutrünstige Titelbild verpackt, das mit der masochistisch halbentblößten Blondine und dem zähnebleckenden SA-Gesicht des Helden jedem Comic-Heft zur Ehre gereichen würde, hält das deutsche Taschenbuch der Barbarei doch mit der größten Zähigkeit stand. Diese Feststellung muß getroffen werden, wenn auch kein Zweifel daran sein kann, daß jene Barbarei sich tief ins Innere dessen eingenistet hat, was wir arglos als Kultur zur Schau tragen. Das kühnabstrakte, das vornehm-typographische Titelbild ist für sich allein betrachtet noch kein hinreichendes Alibi.

Es ist kein günstiges Symptom, daß sich die ganze Taschenbuchproduktion in zwei Hälften dissoziiert, deren eine sich auf das vermeintlich Unvergängliche versteift, während sich die andere an einen faden Begriff von Unterhaltung und Lebensweisheit ausliefert. Was durchweg fehlt, ist das Taschenbuch als Stachel statt als Palliativ. Das wäre ein dringend erforderliches verlegerisches Programm. Technisch böte das neue wohlfeile und schnellfertige Vehikel der Flugschrift, dem aktuellen Pamphlet, der heftigen Attacke gegen politische Idiotie und kulturelle Routine jede Chance. Der einzige, äußerst zaghafte Versuch in dieser Richtung ist bisher die Reihe „Wir diskutieren“ im Ullstein-Verlag. Ihr erster Band brachte die Reith Lectures des amerikanischen Diplomaten George Kennan, um die sich so lange die außenpolitische Diskussion gedreht hat. Daß die Veröffentlichung dieser grundvernünftigen, beinahe hausbacken maßvollen Vorträge schon als Tollkühnheit gilt, die der zweite Band, ein einziger Hymnus auf die Bundesrepublik aus der Feder des ehemaligen Botschafters Conant, mit seinem biedereren Opportunismus und seiner optimistischen Linientreue offenbar wieder wettmachen soll, das kennzeichnet aufs traurigste die Angst der Taschenbuchverleger vor der Aktualität. Wo wäre das Taschenbuch, das unserer Presse einmal in die Töpfe guckte, in welchen so viel falsche Forscheit oder butterweiche Ergebnisheit braut? Eine Schrift über den Skandal unserer Stadtplanung, über unser Verkehrschaos, über die miserable Lage des deutschen Films, über die Fehlleistungen unserer Schulpolitik? Wo würden unsere politischen Alternativen mit der gehörigen Schärfe und Prägnanz einmal zu Ende formuliert, wo wären die schmutzigen Fakten über die Atombombe unverhüllt nachzulesen? Das Taschenbuch hat ein Publikum, das in die Hunderttausende geht. Worauf warten die Verleger? Warum exponieren sie sich nicht? Bereitwillig liefert der Apparat Zuckerbrot und Zirkusspiel. Kultur läßt er sich ablisten. Tabu bleibt, was uns im politischen Alltag von 1959 nützen könnte. Auch hierin spiegelt sich eine Lage. Aber wer sich damit abfindet, sie zu reflektieren, statt sie zu ändern, hat schon kapituliert.

4. Der Leser

Das riesige, bunte Programm der Taschenbücher mit seinen Glanzlichtern und seinen blinden Flecken wird für einen großen Unbekannten aufgestellt. Der gutmütige, ratlose Passant, der vor dem weißlackierten Ständer steht und wählt, ist ein Mann ohne Gesicht. Selbst die Verkaufsabteilungen der großen Verlage wissen kaum, wie er aussieht. 80 Millionen Taschenbücher in acht Jahren: Wer hat sie gekauft? Wer hat sie gelesen?

Philipp Reclam kannte die Leser seiner Universal-Bibliothek recht gut. Wer seine gelben Heftchen kaufte, wußte genau, was er wollte. Schüler und Studenten machten das Gros der Leserschaft aus. Die hohen Auflageziffern der „Minna von Barnhelm“ und der „Kritik der reinen Vernunft“ kamen im Klassenzimmer und im Hörsaal zustande. Ein Kleinbürgertum, das noch auf Bildung prätendierte, las sich hier durch Storm und Keller und durch das Tierleben des großen Brehm. Schließlich erschloß sich Reclam ein großes proletarisches Publikum. In der Frühzeit der Sozialdemokratie erhoben die Arbeiter nicht nur auf höhere Löhne und bessere Lebensbedingungen, sondern auch auf Teilnahme am „Geistesleben“ Anspruch. Man wird sich davor hüten müssen, den naiven Lesehunger der damaligen Arbeiterschaft zu belächeln, mag auch seine Devise „Wissen ist Macht“ uns heute fragwürdig scheinen. Diesen Lesehunger stillte Reclam mit seinen Bändchen. In der Universal-Bibliothek

fand der lesende Arbeiter seinen Haeckel, seinen Bölsche und seinen Lasalle. Reclam konnte es sich leisten, unscheinbar und schmucklos aufzutreten. Was er verkaufte, war Brot. Er lieferte, was seine Leser brauchten. Sein Geschäft konnte der Verkaufspsychologie, der Marktmanipulation, des buntlackierten Deckels entraten. Er wußte, woran er mit seinem Publikum war, und umgekehrt.

Ähnlich klare Verhältnisse sind nur ganz bestimmten Sonderformen des heutigen Taschenbuchs gegeben, die in der Gesamtproduktion quantitativ eine ganz geringe Rolle spielen. Diese speziellen Reihen sind meist wissenschaftlicher Art. Ihre Auflagen sind relativ klein, sie liegen zwischen fünf- und fünfzehntausend. Ihr Preis liegt meist erheblich über dem der Standardprodukte, wie sie die Riesenverlage liefern. Die Urban-Bücher (Kohlhammer, Stuttgart), die kleine Reihe bei Vandenhoeck & Ruprecht (Göttingen), die Dalp-Taschenbücher (Francke, Bern) und die Janus-Bücher des Oldenbourg-Verlages (München) sorgen für Minoritäten, für ein begrenztes Publikum, das hohe sachliche Ansprüche stellt und dafür bereit ist, genau zu lesen. Diese höchst verdienstvollen Reihen passen sich durch eine Art von Mimikry dem neuen Büchertyp an, ohne sich den Gesetzen des geistigen Massenkonsums zu unterwerfen. Sie sehen wie Taschenbücher aus, doch werden sie mit den Mitteln der Konsumgüterindustrie weder geplant noch hergestellt, noch verkauft. Ihr Leserkreis gibt keine Rätsel auf; er beschränkt sich ziemlich genau auf die alten akademischen Berufe, auf Studenten und Gymnasiasten.

Die vier Großverlage hingegen, denen als jüngere Geschwister die Herderbücherei in Freiburg und der Paul List Verlag in München mit seinen List-Taschenbüchern zuzurechnen sind, haben es mit einer anonymen, schwer definierbaren Leserschaft zu tun. Der Rowohlt-Taschenbuch-Verlag hat verschiedene Leseranalysen durchgeführt, die folgende Schlüsse zulassen:

1. Der Taschenbuchleser ist ein Großstadt-Wesen. Die Hälfte aller Exemplare werden in Orten über 100000 Einwohner gekauft.
2. Auf einen weiblichen Leser kommen neun Männer.
3. Die Altersgruppe zwischen 18 und 25 Jahren kauft über ein Drittel aller Taschenbücher. Nebenmaxima liegen bei den beiden folgenden Altersgruppen zwischen 25 und 30 sowie zwischen 30 und 40 Jahren.
4. Der Anteil der Arbeiterschaft ist verschwindend klein. Nur drei von hundert Taschenbüchern kommen in die Hände von Arbeitern.

In den frommen Erklärungen der Verleger wurde des öfteren die Hoffnung ausgedrückt, man könne mit Hilfe des Taschenbuchs neue Schichten als Leser gewinnen. Der niederschmetternde Befund der Leseranalysen besagt eindeutig, daß mit diesen neuen Schichten jedenfalls nicht die Arbeiterschaft gemeint sein kann. Das Gegenteil ist wahr: ihr einstiger Lesehunger ist verfliegen; Film, Funk, Fernsehen und illustrierte Presse haben ihre geistige Potenz eingedämmt und kanalisiert. Die Auskunft eines führenden demoskopischen Instituts, daß sich in mehr als einem Drittel aller deutscher Haushalte kein einziges Buch befinde, betrifft in erster Linie die deutsche Arbeiterschaft. Auf einem Bauernhof ist mindestens eine Bibel vorhanden. Das Proletariat hat materielle Freiheiten gewonnen und dafür seine geistigen kampflös preisgegeben.

Aber andererseits kann das Publikum der Taschenbücher auch nicht mit der schwindenden Schicht des Besitzbürgertums oder mit der Republik der „Akademiker“ identisch sein. Das beweist schon ein Blick auf die Auflageziffern, die pro Titel bei 50000, mindestens aber bei

30000 liegen. Erfahrungsgemäß tragen die genannten Leserkreise keine Buch- oder Zeitschriftenauflage, die ein Zehntel dieser Zahlen übersteigt.

Trotz der unzulänglichen statistischen Unterlagen wird man die Hypothese wagen können, daß sich im Taschenbuch eine ganz bestimmte soziale Schicht ihren Büchertyp geschaffen hat: nämlich jene neue Mittelklasse, die mit dem alten Mittelstand nichts als den Namen gemein hat und die in den Berufsstatistiken unter den verschiedensten Rubriken auftaucht: Angestellte, Bankbeamte, Beamte, Techniker, Ingenieure, Vertreter. Der Anteil dieser Berufe, die sämtlich Verteilungs-, Verwaltungs-, Vermittlungs-, Organisations- und Kontrollfunktionen ausüben, nimmt bekanntlich in unserer Zivilisation rapide zu. In den Vereinigten Staaten hat diese neue Mittelklasse die Arbeiterschaft bereits zahlenmäßig überflügelt. Diese neue Schicht hat eine ganz eigentümliche, wesentlich verwaschene soziale Physiognomie entwickelt. Sie arbeitet im „weißen Kragen“, sie ist überaus konsumfreudig, sie ist geistig und materiell vollständig von den Riesenapparaten abhängig, die sie bedient. Sie wohnt in den Randzonen der großen Städte. Zu ihrem Lebenszuschnitt gehört der eigene Kleinwagen, der Supermarket und – das Taschenbuch.

Die Langweiligkeit ihrer privaten und beruflichen Existenz, ihr Hunger nach sozialem Prestige und ihre Scheu vor jedem Risiko machen diese Schicht zum idealen Ausbeutungsobjekt der Kulturindustrie. Der Schneeball-Effekt, von dem die Verkaufsexperten der Großverlage sprechen, findet so seine soziale Erklärung: diese neue Schicht wird jedes Buch kaufen, vorausgesetzt, daß seine Auflage hoch genug ist. Der geringe Verkaufspreis versichert die Käufer gegen das materielle, die hohe Auflagenziffer gegen das geistige Risiko, das der Kauf eines Buches einschließt. Was von hunderttausend andern gekauft wird, kann schlechterdings kein Reifall sein. So stimmt der Großverleger mit seiner Kundschaft in der Forderung überein, daß aus der Literatur eine völlig risikolose Sache gemacht werden müsse, ein Spiel, bei dem alle Beteiligten gewinnen können und bei dem jeder Verlust ausgeschlossen ist. Daß wenigstens der Verleger dieses Ziel erreicht hat, geht aus der Tatsache hervor, daß die niedrigste Verkaufsziffer unter allen Titeln der größten deutschen Taschenbuchreihe bei 42000 liegt.

Aber auch diese soziologische Überlegung führt uns erst zum Käufer, noch nicht zum Leser des Taschenbuchs. Er aber ist es, der das eigentliche Rätsel aufgibt. Seltsam genug, daß Platon, wie „Das Ei und Ich“, 300000, daß Ezra Pound, wie Raymond Chandler, 50000 Käufer findet: wer aber wird sie lesen? Vor einiger Zeit ist in Rowohlts deutscher Enzyklopädie ein Buch über „Musik und Rhythmus bei den Griechen“, verfaßt von dem Musikhistoriker Thrasybulos Georgiades, erschienen. Seine Lektüre setzt eine gründliche Kenntnis nicht nur des Altgriechischen, sondern auch der antiken Prosodie voraus. Der Text ist mit schwierigen Fachausdrücken gespickt und mit Anhängen, Noten und Chiffren gepanzert. Es mag in Deutschland ein paar Dutzend Spezialisten für antike Musikgeschichte geben, die über diese Neuerscheinung entzückt sein werden. Der arglose Laie fragt sich nicht nur, wie sich denn über die Musik der Griechen, die seit wenigstens eineinhalb Jahrtausend kein Mensch mehr vorgenommen hat, überhaupt ein ganzes Buch schreiben lasse: er fragt sich vor allem, wo wohl dieses unwahrscheinliche Buch hierzulande fünfzigtausend Leser finden mag. Die Frage ist schwindelerregend, die Antwort betrüblich. Von den Zehntausenden verkaufter Exemplare eines Taschenbuchs, so lautet sie, bleibt allermindestens die Hälfte ungelesen. Ein weiteres Viertel wird angeblättert und wandert dann in den Bücher-schrank. (Die Verleger wissen heute, daß die deutschen Käufer ihre Taschenbücher nicht

verbrauchen, nicht wegwerfen, sondern sammeln.) Von dem restlichen Viertel, das, wenn die Laune des Käufers es will, zu Ende gelesen wird, wird nicht leicht auszumachen sein, wie viele seiner Leser imstande sind, es zu verstehen. Für das genannte Buch liegt die obere Grenze eines vorstellbaren intelligenten Publikums bei 1500 bis 2000. Der technische Begriff des Wirkungsgrades hält damit seinen Einzug in die Literaturkritik. Fortan ist es möglich, daß ein Buch in riesiger Auflage gedruckt und verkauft wird, ohne im Bewußtsein des Publikums eine Spur zu hinterlassen.

Wer aus solchen Überlegungen schlosse, das Taschenbuch wäre gewissermaßen die verlegerische Variante des Nihilismus, der erläge allerdings einem Mißverständnis. Wen sie andererseits um schöne Hoffnungen brächten, dem müßte man einen Optimismus zugute halten, wie er allenfalls wohlgemeinte Abendkurse beseelt. Kein Kunstgriff des verlegerischen Geschäftes kann die tiefen Widersprüche einer Gesellschaft auflösen, in welcher für Minoritäten gedacht und geschrieben wird. Daß die großen Werke eh und je den wenigen gehören, daran trägt der Ladenpreis die kleinste Schuld; unbarmherzig drückt der Sachverhalt aus, worauf unser Gemeinwesen beruht. Jenen auf ein Zehntel zu senken ist eine Auskunft, von der sich nur Ahnungslose mehr als Linderung versprechen können. Schon die bloße Vorstellung, ein jeder läse Dante oder Kafka, wirkt verschroben. Es dahin zu bringen, ist das Taschenbuch außerstande. Es kann einzig das Laufgitter der geistigen und sozialen Konditionierung, in dem wir leben, um einen Fußbreit verschieben.

Die bisherige Geschichte kennt den Leser nur als ein Wesen, das immer in der Minderheit ist. Weder Lumbek-Verfahren noch Verkaufspsychologie haben das geändert. Sein Gutes hat das Taschenbuch darin, daß die Vielzahl seiner Konsumenten, welche das Risiko scheuen, die Minderzahl seiner Leser subventioniert. Jenes Risiko nämlich ist nichts anderes als die Literatur selbst. Wie Flugsand dringt sie in die Ritzen der überdimensionalen Gehäuse ein. Erst müßte der Apparat sich gegen diese Störung abdichten wissen – dann könnte er reibungslos und leerlaufen.

HÜHNERFELD CONTRA HEIDEGGER

Unter dem Titel „In Sachen Heidegger“ ist in diesem Frühjahr (im Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg) ein Bändchen erschienen, das mancher Leser mit einiger Erwartung in die Hand nehmen dürfte. Der provokatorische Titel läßt an ein Gerichtsverfahren denken, die Aussicht auf eine Polemik großen Stils stimuliert in einer Zeit, von der man wohl sagen darf, daß sie uns mit Kost dieser Art nicht gerade verwöhnt. Kurt Ziesels Schrift „Das verlorene Gewissen“ mit ihrer fragwürdigen Mischung aus Selbstrechtfertigung und Denunziation; Melichars unzulängliche Attacke auf die moderne Kunst; die Streitschrift „Kunst, Kitsch und Konvention“ Karlheinz Deschners, lobenswert zumindest in ihrer Intention –: recht viel mehr will einem auf Anhieb an polemischen Arbeiten der letzten Jahre nicht einfallen. Bemerkenswert auch dies, daß unsere Zeit im Gegensatz zu früher – denken wir an Kerr, Kraus und Haecker – das polemische Geschäft von Geistern zweiten und dritten Paul Hühnerfeld, der Autor des vorliegenden kleinen Buches, will seine Auseinandersetzung mit Martin Heidegger als „Versuch über ein deutsches Genie“ verstanden wissen. Er möchte am Beispiel dieses Denkers „einige Eigenarten deutschen Genies, einige Gefahren deutschen Wesens“ aufzeigen; nicht primär das Werk, „sondern der Mensch Heidegger und seine Beziehungen zur eigenen Philosophie“ sollen Thema der Betrachtung sein. Überdenkt man diese Absicht und ihre Verwirklichung im Texte Paul Hühnerfelds, kann man nicht umhin festzustellen, daß der Autor sich sowohl zuviel als auch zuwenig vorgenommen hat. Der Schluß von einem einzelnen, und zumal einem „Genie“, auf das Volk, dem dieser einzelne angehört, ist immer eine höchst bedenkliche Sache – die Feststellungen, zu denen man dabei am Ende kommt, sind in der Regel nur Befestigungen ungeprüfter Meinungen und Vorurteile. Bescheiden aber ist das Unternehmen Hühnerfelds, weil jede kritische Auseinandersetzung mit Heidegger doch in erster Linie dem Werk und eben nicht dem Menschen zu gelten hat. Der Poseur Baudelaire ist etwas anderes als die „Fleurs du mal“; die Beziehungen zwischen beiden sind, wenn überhaupt, nur in subtilsten Analysen ein wenig aufzuhellen.

Einer der Vorwürfe, die Hühnerfeld gegen Martin Heidegger erhebt, bezieht sich auf dessen angebliche „Provinzialität“. Unberücksichtigt bleibt dabei vom Verfasser die unter dem Gesichtspunkt seines Einwandes erstaunliche Tatsache, daß dieser „provinzielle“ Denker nicht nur ganzen Disziplinen wie etwa der Psychiatrie (Binswanger) oder Theologie (Bultmann) fruchtbare Impulse vermitteln konnte, sondern daß er auch das philosophische Denken vor allem der romanischen Länder ungewöhnlich stark beeinflusst

hat. Davon nimmt Hühnerfeld kaum Notiz, obgleich in diesem Zusammenhang ein echtes Problem aufzuwerfen wäre: wie es zugeht, daß gerade ein „provinzielles“ und sich abschließendes Denken – auch der vage Vorwurf der „Introvertiertheit“ wird von Hühnerfeld vorgebracht – in solchem Maße „weltgültig“ werden konnte. Ausgeschlachtet wird von unserem Polemiker hingegen die Tatsache, daß Heidegger zweimal – 1930 und 1933 – einen Ruf an die Berliner Universität abgelehnt hat: „Wenn irgendwo in Deutschland, dann schien in Berlin damals (1930) die Hoffnung zu keimen, daß deutscher Geist zum ersten Male wieder nach der klassischen Periode Goethes die enge Provinzialität durchstoßen und zu urbaner Weltgeltung vordringen würde. Doch besteht der Verdacht, daß es gerade dies war, was Heidegger abhielt, nach Berlin zu gehen.“ Als ob ein Philosoph vom Range Heideggers provinziell darum schon wäre, weil er die Landschaft des Schwarzwaldes als ihm gemäßer empfindet als etwa die Szenerie in Berlin-Dahlem!

Freilich wird man Hühnerfeld zugestehen, daß seine Einwände zumeist eine Spur von Wahrheit in sich haben. „Anti-urban“ ist in gewisser Hinsicht die Sprache dieses Philosophen; irgend etwas in seiner geistigen Physiognomie hat einige Affinität mit faschistischem Denken – die berüchtigte Rektoratsrede von 1933 und einige andere von Hühnerfeld zitierte Kundgebungen Heideggers sind gewiß nicht bloß äußerliche Zufälle (Jürgen Habermas hat auf diesen Komplex vor Jahren in einem vielbeachteten Artikel in der FAZ hingewiesen). Aber man verdunkelt eher das Problem, als daß man es durchleuchtet, wenn man wie Hühnerfeld unter Berufung auf angeblichen Irrationalismus, gefährliche Romantik, Nationalismus und Intoleranz von den „gemeinsamen Wurzeln des deutschen Faschismus und des Heideggerschen Denkens“ spricht. Das ist eine fast unerlaubte Vereinfachung, die mit der Lizenz polemischer Ungerechtigkeit allenfalls vor 25 Jahren hätte vorgebracht werden können. Wie es denn überhaupt zum Mißgeschick dieser Schrift Paul Hühnerfelds gehört, daß in ihr immer wieder polemische Wahrheiten vorgetragen werden, die heute nur mehr Gemeinplätze sind – ein Sachverhalt, der auch an der Sprache dieses Buches abzulesen ist. Daß man nach der Lektüre der Schriften von Nicolai Hartmann und Heidegger wegen der Verschiedenheit der Positionen „noch nicht einmal sagen kann, der eine habe recht, der andere unrecht“: eine solche Formulierung und was sie an Mißverständnis hinsichtlich der Wahrheit von Philosophie in sich birgt, ist schon etwas erstaunlich. Und ist es möglich, „Sein und Zeit“ als „eines der tiefsten, aber auch skurrilsten Bücher des zwanzigsten Jahrhunderts“ zu charakterisieren? Darf man im Hinblick auf die in diesem Werk geleistete Analyse der Angst sagen, daß hier Heidegger „bestechende Formulierungen, haarscharfe Begriffsbestimmungen“ gelungen seien? Von leiser Komik dann das gönnerhafte Lob, das zuletzt der Sprache Heideggers von unserem Polemiker erteilt wird: „Es ist ein Versuch, der, wiewohl bis heute nicht geglückt, Anerkennung verdient und nicht Gelächter.“ Der Verfasser von „Sein und Zeit“ hat zwar das Klassenziel nicht erreicht, sein Bemühen aber war lobenswert! Wirklich ärgerniserregend ist in der ganzen Schrift Hühnerfelds nur eine einzige

Stelle. Der Autor zitiert zwei Sätze des Philosophen, die dieser einmal auf der Tagung einer evangelischen Akademie in der Diskussion gesagt hat: „Innerhalb des Denkens kann nichts vollzogen werden, was vorbereitend oder mitbestimmend wäre für das, was im Glauben und in der Gnade geschieht. Wenn ich vom Glauben so angesprochen wäre, würde ich die Werkstatt schließen.“ Was macht Hühnerfeld mit diesem Bekenntnis? Er schreibt: „Hier hatte der Philosoph, der seit Jahrzehnten zur Grundlage seines Denkens nicht mehr durch Vernunft Beweisbares, sondern ein Irrationales gemacht hatte, zugegeben, daß er selbst nie vom Glauben angesprochen worden war ... Mit einem einzigen nüchternen Satz hatte er eine Illusion zerstört, die eine ganze Generation akademischer Jugend für Wirklichkeit gehalten hatte: daß er und seine Philosophie auserwählt sei, Deutschland, ja, das Abendland vor dem Nihilismus zu retten.“ – Entgegenen möchte man zunächst, daß das Zerstören einer Illusion, die irrtümlicherweise für Wirklichkeit gehalten worden ist, in jedem Falle ein gutes Werk ist – die Formulierung Hühnerfelds ist falsch. In Wahrheit will er auch nicht der armen akademischen Jugend ihre Illusion ankreiden, sondern dem Philosophen seinen Mangel an Glauben. Da jedoch in der Streitschrift Hühnerfelds im übrigen nichts darauf hindeutet, daß mangelnder Glaube seitens des Philosophen Heidegger und der Epoche insgesamt als Negativum zu verstehen sei, der Verfasser vielmehr nur für Rationalität, Urbanität plädiert und gegen Romantik und Mythologiesierung polemisiert, ist der Angriff in keiner Weise fundiert – Hühnerfeld feuert sozusagen aus einer religiös-christlichen Kanone nur um des Effektes willen, obwohl nirgends aufgezeigt wird, daß er sich ihrer bedienen darf. Hochproblematisch auch im Rahmen dieser Ausführungen die plötzliche Unterstellung, nur der Glaube könne „vor dem Nihilismus retten“! Im übrigen: welch ein Sonntagsdeutsch, was für ein Festredner-Pathos! Ob ein Autor, der sich dergleichen durchgehen läßt, nicht versuchsweise seinen Wohnsitz in Hamburg mit einem solchen etwa in einem kleinen Ort im Schwarzwald vertauschen sollte, um künftig Provinzialismen dieser Art vielleicht etwas besser zu vermeiden?

R. H.

ÖKONOMIE DER MITTEL

Ernst Meister: Zahlen und Figuren. Gedichte. *Limes Verlag, Wiesbaden 1958.*
116 Seiten. 8.– DM

Es gibt Autoren, denen Unauffälligkeit sich zäh an die Sohlen zu heften scheint, die sich in einem „mittleren Felde“ von Begabungen aufhalten, die weder Ruhm noch Preise einheimen und jedenfalls nicht in einer –

mehr oder minder trügerischen – Diskussion stehen, Autoren ohne Karriere, im Hintergrund, gleichwohl „da“. Zu solchen Schriftstellern gehört Ernst Meister, ein Westfale. Sein Land erinnerte sich immerhin seiner, indem es ihm, der schon so lange Verse schreibt, vor einiger Zeit den Droste-Preis verlieh.

Meister ist nicht mehr jung. Er ist keine „Entdeckung“, wenn man ihn auch oft in Gemeinschaft mit jungen Dichtern lesen

kann, inmitten des Rudels der Vorandrängenden, noch nicht Arrivierten. Das ist überraschend und das ist sympathisch. Der Lyriker Ernst Meister, der schon mehrere Gedichtbände, stets in kleinen Verlagen, veröffentlicht hat, ein Mann Mitte der Vierzig, hat nun ein einigermaßen umfangreiches Versbuch herausgebracht, ein Buch, das innerhalb seiner bisherigen Produktion wohl Anspruch auf Repräsentanz erheben kann. „Zahlen und Figuren“ nennt er es und gab ihm damit einen der Titel, die heute in der Luft liegen, wenn man an Lyrik denkt. Wiederum kann man angesichts dessen, was in diesem Bande zu finden ist, die Vorstellung von jenem oben erwähnten „mittleren Felde“ nicht loswerden. Was eigentlich steckt hinter einer derartigen Kennzeichnung? Keinesfalls etwas Abschätziges. Eher manches für unsere Jahre und die Praktiken, die Arten (und allerdings auch die Unarten) solcher Jahre Charakteristisches, das man hier in kennzeichnender Weise zusammengestellt finden kann. Man studiert an Autoren wie Ernst Meister in ihrer unbedingten Verlässlichkeit, was das Talent betrifft, ihrer Beharrlichkeit vieles besser als bei den Leuten der „ersten Linie“, die sich nach einiger Entwicklung mehr oder minder überstilisiert wiederfinden. Das alles passiert hier nicht. Die Kontinuität bleibt gewahrt, dank eines größeren In-Ruhe-gelassen-Werdens durch die Umwelt.

Die Ausdrucksmöglichkeit des Gedichtes einer Epoche wird in ihren inständigen Wirkungen nicht zuletzt durch jene nicht kleine Gruppe von Begabungen garantiert, die ihre Fähigkeit, ihren Fleiß, ihre Unermüdbarkeit daran setzen, um das Gedicht wieder und wieder durch ihre Bemühungen zu bestätigen. Sie treiben nichts auf die Spitze. Sie riskieren damit freilich auch nicht den Salto, der ihnen das Genick brechen und ihre Qualitäten zuschanden machen kann. – Ernst Meisters „Zahlen und Figuren“ wirken wie ein Schnitt durch das Gelände lyrischer Artikulierung unseres Jahrzehnts. Das Handwerkliche wird natürlich beherrscht, an jeder Stelle, in jedem

Stück. Die Abfolge der Gedichte ist wohl-durchdacht und macht selber wieder „Figur“. Alle guten Eigenschaften, die dem lyrischen Wort unserer Tage angehören mögen, findet man wieder: Kühle, Kargheit, Distanz zum Geschriebenen, Diskretion zwischen Autor und Gedicht, eine bemerkenswerte Gabe zur zyklischen Komposition (die schon etwas Selteneres ist).

Die erste der sieben „Phasen“ des Bandes ist die schwächste, obwohl auch in ihr so erstaunlich gelungene Arbeiten wie „7. VII. 1957“ und „Der Pfau“ stehen. Aber daneben findet man auch Mißglücktes (was sich sonst nicht wieder ereignet) wie „Lage“, die nicht nur durch ungenießbare Genitiv-Metaphern („die mürben Zähne der Zeitlosigkeit“) irritiert. Mit dem „Vertrauen ins Fürchten“ erreichen „Zahlen und Figuren“ ihren Höhepunkt. Hier ist nichts überreizt und überzogen. Knappe, sprunghafte Diktion beherrscht die lyrische Szene. Winzigkeiten haben überzeugende Kraft („Bis der Marmorbruch blutet. / So haben sie geplündert das Weiße“). Wollte man nach großen Vergleichen suchen, könnte man aus manchen dieser Stücke einen hölderlinisierenden „Fragment“-Charakter heraushören, der plötzlich durchschlägt, um dann freilich sich mit anderem zu verbinden. Ein gewisses Archaisieren ist gelegentlich unverkennbar. Über einzelnen liegt das Licht einer imaginierten „Frühe“, nach der alexandrinische Zeiten bekanntlich eine besondere Sehnsucht haben. Maritime Motive tauchen auf. Schon in der Phase „Himmel der Kreatur“ steht ein hervorragendes Beispiel, die „Küste“ („Kehr dich / zu meinem Mund. / Ich sage dir / ein Schifferlied / unter die Wimpern: / Daß wir segeln / mit den Augenlidern / den Faden / der Küste entlang, / mit dem Licht im Gespräch“).

Gedichte mit größerem „Anspruch“ gelingen nicht in gleichem Maße wie die kleineren des Bandes. Man halte etwa die „Späte Ode“ und den „Gesang vom Hexenstock“ gegen das erste der „Figur“-Gedichte, das so vollkommen spielerisch sich zu entwickeln vermag, das auch gerade dadurch entzückt,

daß solch ein Spiel sehr virtuos „gestellt“ ist. Der neue Band Ernst Meisters ist ein ökonomisches Buch geworden. Es herrscht in ihm die Ökonomie eines nicht mehr jungen Künstlers, der genau weiß, welche Mittel ihm erlaubt sind und vor welchen er sich zu hüten hat.

Darmstadt

Karl Krolow

EIN KILO LESESTOFF

Josef Martin Bauer: *Kranich mit dem Stein*. Roman. *Ehrenwirth Verlag, München 1958*. 741 Seiten. 24.80 DM

Das ist ein Buch für Leser, keins für Experten. Beides muß sein. Heute steht freilich die artifizielle Literatur im Vordergrund. In ihr regiert der Kalkül. Ursprünglichkeit und Erlebnisfülle gelten ihr sehr wenig, Gedanke und Form sehr viel. Sie wirkt nur mittelbar, nur auf den Intellekt. Die Bevorzugung der synthetischen Literatur ruft Mangelerscheinungen hervor. Der normale Lesehunger muß vielfach mit Minderwertigem gestillt werden. In dieser Lage ist ein solider Roman doppelt willkommen.

Josef Martin Bauer ist kein Experimentierer. Er sucht sich solides Material, das er handwerklich sauber verarbeitet. Ein ganzes Kilo Lesestoff hat er jetzt bereitgestellt. Es ist ein religiöser Stoff: der Aufstieg eines ungeliebten Kindes armer Leute zum Kardinal. Die Lebensgeschichte des Kirchenfürsten ist gleichzeitig ein Stück Zeitgeschichte, der Entwicklungsroman ist mit Historie aufgeschwemmt, ohne daß er „welthaltig“ geworden ist wie ein wirklich bedeutendes Buch. Die Schilderung führt vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis zum Silvestertag des Jahres 1956, an dem der Kardinal Martin von Petuel seine wachsamten Augen für immer schließt. Die Wachsamkeit hat Bauer zum Hauptmotiv gemacht. Als Devise wählte Bischof von Petuel „*Me vigilante nil timendum*“ (Solange ich wache, ist nichts zu fürchten) und als Wappen einen Kranich, dessen eine Krallen

einen Stein umklammert. Plinius erzählt in seiner Naturgeschichte, daß die Kraniche nachts Wachen ausstellen, die mit einem Fuß einen Stein hochhalten. Schläft einer von ihnen ein, so fällt der Stein zu Boden, und die Pflichtversäumnis wird offenbar.

Der Autor hat keinen blassen Nazarener beschrieben. Dieser Kirchenfürst ist keine Idealgestalt, nicht einmal ein durchaus sympathischer Charakter. Sein zentrales Erlebnis ist Angst, die Angst vor den Mitmenschen, vor der eigenen Untauglichkeit. Dieser Minderwertigkeitskomplex, der durch körperliche Schwäche genährt wird, schlägt ins Gegenteil um, in Hochmut. Petuel ist kontaktlos, ehrgeizig, fleißig, sich und anderen gegenüber unerbittlich streng. Er ist ein Menschenkenner, ein guter Redner, ein Logiker. Dieser starr angelegte Charakter erleichtert es, die Figur immer konturierter herauszuarbeiten. Sie ist, obwohl es sich zunächst noch um einen Klosterschüler handelt, von Anfang an dieselbe und wird nur immer fester – ein Vorgang, welcher der Verkalkung ähnelt. Tatsächlich führt diese Starrheit zu einer gewissen Eintönigkeit. Petuel reagiert auf den ihn quälenden Bruder, auf die Entbehrungen im ersten und zweiten Weltkrieg, auf die Spannungen in den zwanziger Jahren, die Verfolgung durch Hitlers Leute und die Verständnislosigkeit der Befreier, er reagiert auf alles gleich. Obendrein ist der Stoff ja bekannt, was wieder ein Reiz und eine Schwäche zugleich ist.

Als Modell diente anscheinend der Münchner Kardinal Faulhaber. Andere Zeitgenossen sind nicht zu verkennen, am wenigsten Graf Galen, der Bischof von Münster. Auch Adenauer wird – ohne Namensnennung – Reverenz erwiesen. Sogar auf Kilb und Konsorten wird angespielt, denn Petuel läßt sich einen hochmodernen „Leihwagen“ vorführen, den er freilich ausschlägt.

Doch dieser Zeitroman zielt ins Zeitlose, und der Autor bittet, über Parallelen mit der Wirklichkeit hinwegzusehen. Er machte seinen Kardinal zum Modell, nach dessen

Tod die „Kleinen“ und „Armen“, die „ihr Leben lang dafür und davon lebten, daß es Fürsten über ihnen gab“ nicht mehr wußten, wie sie „die Welt begreifen sollten, in der nun auch der letzte Fürst gestorben war“. Des Kardinals Rede vor Primizianten in Rom scheint des Autors letztes Wort sein zu sollen: „Es möge jeder der neuen Priester an seinem Platz so hart und so streitbar und so unnachgiebig sein, daß daraus der Welt die Furcht komme vor jedem Versuch, die weichen und konzilianten Hüter beiseite zu drängen und zum Absägen und Absprengen an die Säulen heranzukommen, die auf der Religion das Gebälk tragen, das den Frieden bedeutet für die Welt.“

Ohne eigene Argumente plädiert Bauer für den status quo. Das Buch ist konservativ in Inhalt und Form, ein Musterstück redlichen Fleißes, das Rechte fürs traute Heim, besonders wenn es einen Kommunikanten birgt.

Stuttgart

Hans Daiber

DAS KUNSTFIGURENKABINETT

Heinz von Cramer: Die Kunstfigur. Roman. Kiepenbeuer & Witsch, Köln-Berlin 1958. 697 Seiten. 19.80 DM

Als Thomas Mann das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn schrieb, bediente er sich der Perspektive des Dr. phil. Serenus Zeitblom, einer Diener- und Vermittlerfigur, die der Maßlosigkeit des faustischen Künstlerlebens einen ordnenden und mäßigenden Humanismus entgegensetzte. In eine ähnliche, wenn auch weitaus schwächere Gestalt versetzt sich Heinz von Cramer in seinem umfangreichen zeitkritischen Roman „Die Kunstfigur“. Hier ist es der Sekretär des Romanhelden, ein gutmütiger und – bei aller Skepsis – gefühlvoller Deutscher, der während einer Nacht, in Gegenwart der Leiche seines Meisters und eines jungen wirrköpfigen Nietzscheaners, das Leben des Großschriftstellers John M.

Belitz erzählt. Freilich ist dieser „kleine Herr“, als der der Sekretär bezeichnet wird, nicht mehr der dem 19. Jahrhundert verpflichtete Humanist; seine Position ist ungemein gefährdeter, seine Persönlichkeit schwächer. Es ergeht ihm ebenso wie allen übrigen Haupt- und Nebenfiguren des nahezu siebenhundert Seiten starken Romans: sie alle handeln nicht mehr, sondern werden davongetragen von den Ereignissen, sie alle haben keine Gesichter mehr, keine individuellen Schicksale, sie führen nur noch Funktionen aus, sind Mechanismen, Marionetten wie der Held des Buches, die Kunstfigur.

Diese Kunstfigur namens Johannes Maria Blitzki – später wird sie sich Johannes Blitz nennen und noch ein wenig später John Belitz – ist ein Wesen ohne Gesicht und Blut, das sich von den politischen Strömungen und den Wogen literarischer Moden vorantreiben läßt, durch die letzten vierzig Jahre deutscher Geschichte hindurch, vom Begeisterungstaukel des Jahres 1914 zum marxistisch engagierten Gedicht der zwanziger Jahre, von da zum Expressionismus und weiter zum Germanenschrifttum der Nazizeit, zum Existentialismus und zum Kriegeroman der Gegenwart, ein Opportunist, ständig darauf bedacht, das rechte Werk zur rechten Zeit anzubringen, immerfort lavierend, zwischen Kommunismus und Nazismus, vom Dritten Reich in die amerikanische Emigration, und später, zurückgekehrt mit den Alliierten in das zerstörte Berlin, pendelnd zwischen Ost und West, zwischen Sowjets und Amerikanern, zwischen Pankow und Bonn, bis schließlich die Apparatur des künstlichen Wesens nicht mehr funktioniert, das bisher so sorgfältig ferngehaltene Leben eindringt in den hermetischen und sterilen Bezirk des Arbeitszimmers und, trotz Konversion zur katholischen Kirche, nur noch der Selbstmord bleibt, um dem Leiden, das sich mit dem Leben einschleicht, zu entgehen.

Ein Held, ausgestattet mit aller nur erdenklichen Charakterlosigkeit; ein Erzähler, in dem man den Typus des gutmütigen deutschen Ja-Sagers und Mitläufers erkennt,

auch dann noch, wenn er sich bemüht, zynisch zu sein, oder wenn er sich zu einem wenig sinnvollen Widerstand aufrafft; ein Zuhörer, der dem Erzählten Zitate aus einer schlecht verdauten Nietzsche-Lektüre entgeghält: schemenhaft alle drei, unwirklich als Individuen, sosehr sie auch der Wirklichkeit der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts ausgesetzt sind, Kunstfiguren in den Händen eines Autors, dem es, wie es scheint, weniger darauf ankam, einen guten Roman zu schreiben, als darauf, diesem unheilbar deutschen Volk einen Spiegel vorzuhalten. Doch es fragt sich, ob ihm dies gelungen ist. „Seine Bücher“, so schreibt Cramer von einer der wenigen sympathischen Gestalten dieses Buches, einem jungen Schriftsteller, der der Bonner Kulturpolitik zum Opfer fällt, „seine Bücher waren gut gemeint, nicht immer gut geschrieben. Und seine Welt schwebte immer ein wenig über der Welt, Konturen, die sich nicht decken wollten. Es war gleichsam die Luftaufnahme der Realität, die er gab.“

Auch Heinz von Cramer liefert uns in seinem Roman Luftaufnahmen: das Berlin der „roaring twenties“, das der Nazizeit, der Nachkriegsjahre und die bundesrepublikanische Idylle mit ihren Verharmlosungen, ihrem Neureichtum und ihren Intrigen – Luftaufnahmen, die die Wirklichkeit vereinfachen oder gar verfälschen, durch willkürliche Akzentuierungen verzerren. Bestenfalls bleibt es bei der oberflächlichen Berücksichtigung der letzten Jahrzehnte und der Trümmerlandschaft unserer Jahrhundertmitte, bei Impressionen und sehr oft bei Halbwahrheiten.

Allerdings ist es fraglich, ob angesichts der Aufgabe, die Cramer sich stellte, eine bessere Lösung möglich gewesen wäre, ob überhaupt der Roman den Umwälzungen dieses Jahrhunderts und ihren immer mehr sich komplizierenden gesellschaftlichen Vorgängen gerecht zu werden vermag. Nicht ohne Grund sucht der Romanschreiber von heute gar zu gern Zuflucht in einer Literatur, die sich von unserer Zeit und ihren (vor allem politischen) Problemen distanziert. Man

fürchtet um seinen guten Stil. Heinz von Cramer hat das Wagnis auf sich genommen. Sein Buch, „gut gemeint, nicht immer gut geschrieben“, füllt eine Lücke in unserer Literatur.

Berlin

Gunar Ortlepp

TÖNENDES TEMPERAMENT

Alberto Moravia: *Cesira* (La Ciociara). Roman. Aus dem Italienischen von Percy Eckstein. Verlag Kurt Desch, Wien-München-Basel 1958. 395 Seiten. 14,80 DM

Erzählerisches, so anschaulich, so gelassen und so präzise geschrieben wie dieses Werk von Moravia, ist jedermann verständlich. Es bleibt kein „Rest“, Sinnfällig, den Sinnen nahe und den Sinnen vertraut, tritt hier das Leben auf, nicht nur unmittelbar für die fünf simplen Sinne, sondern auch für die Sinne der Ahnung und der Erinnerung, für die des Intellektes und des Gewissens, welche beide ein Geschehnis zu durchdringen und auf den rechten moralischen Platz zu rücken vermögen. Wir beginnen zu lesen – und sogleich nähert sich uns unaufdringlich und gleichsam wohlbekannt das, was Phantasie, die zu erfinden und zu bilden versteht, zustande gebracht hat. Es umkreist uns, hüllt uns ein, wird Teil von uns.

In diesem Buch aber steckt überdies eine besondere Sinnfälligkeit. Es ist die einer eindringlichen Stimme: Cesira erzählt, was sie 1943 und 1944, damals eine Frau von noch nicht Vierzig, in der Ciociaria, woher sie stammt, und auf dem Land inmitten von Orangenbaumgärten erlebt hat. Der ganze Roman, jegliche Schilderung und Beschreibung darin, jede der vielen und kräftig konturierten Gestalten darin, jegliches Vorkommnis wird vom unbändigen tönenden Temperament dieser Frau, die nun eine Fünfzigerin geworden ist, beherrscht. Man liest und hört. Man tut sich um und hört. Man wird Zeuge von Begebenheiten, und sie tragen sich nur zu, soweit von ihnen erzählt wird. Die Frau, damals die Witwe eines

Lebensmittelhändlers in Rom, erzählt uns so viel, daß wir uns am Ende in dem kläglich kärglichen Nest da oben, wo die Flüchtlinge, hungrig, einfältig, verzagt und moralisch von großer Hinfälligkeit, neben ein paar Ziegenbauernfamilien in Hütten und Ver-schlägen hausen, ganz gut auskennen. Cesira nimmt kein Blatt vor den Mund. Sie prunkt immer mal wieder mit dem sogenannten gesunden Menschenverstand und fällt uns bisweilen mit Weisheiten, die das Leben überhaupt und die Zeiten damals an-gehen, ein wenig auf die Nerven. Doch wir hören unverdrossen zu. Denn sie ist ein richtiges Original, und es fehlt ihr auch nicht etwa an Selbstkritik. Die höchst seltsame Situation damals zwischen Hoffnung und Verzweiflung, mitten zwischen den politi-schen und militärischen Fronten wird ver-ständlich. Und wir sind Cesira und ihren Leuten, die dort auf „Befreiung“ durch die Engländer warten und von der Natur und der Rasanz mörderischer Maschinen be-drängt werden, recht nahe. Die Frau lamen-tiert zum Glück wenig, sondern läßt mit ihrer aufs Reale gerichteten Redseligkeit keine Gelegenheit aus zu zeigen, wie sehr der einzelne zwischen die Mühlsteine ge-raten und körperlich, geistig, mit seinem ganzen Wesen zerbröseln kann. Wovon Cesira aber auch sprechen mag, sie denkt stets und ständig an Rosetta, ihre Tochter, ihre Einzige, ihre ganze Liebe, ihren Stolz, an das schöne stille liebe Kind, mit dem sie sich für die letzten schlimmen paar Wochen aufs Land zurückzuziehen gedachte, um dann ins „befreite“ Rom zurückzukehren. Neun Monate sind daraus geworden und schlimme Begebenheiten. Wir ahnen das von Anfang an. Es schwangen immer An-deutungen mit. Schließlich erfahren wir's. Das Mädchen wird von einer Horde marokkanischer Soldaten, die zu den Invasions-truppen gehören, überwältigt und wird, plötzlich so brutal der Sinnlichkeit preis-gegeben, widerstandslos deren unersättliches Opfer. Eben noch Unschuldengel mit unheimlicher Arglosigkeit, treibt sie es auf einmal mit jedem Burschen, ungeniert, kalt-

herzig, der Mutter ein Gespenst. Cesira kommt nicht dagegen an. Sie muß geschehen lassen, was geschieht. Aber nach Rom fahren sie doch zurück. Nach grauenhaftem Inter-mezzo auf den Landstraßen wird das Mäd-chen plötzlich wieder es selbst. Singend unter Tränen des Schmerzes und aufsteigend aus dem Grabe des Krieges, sehen sie die Kuppel von Sankt Peter sich nähern. Besonderes Kompliment verdient das takt-volle, aber gar nicht prude, sondern frisch sinnliche Verfahren, mit dem Moravia die Frau von der Vergewaltigung und von ähnlichen Dingen berichten läßt – ein Kom-pliment, von dem der Geschicklichkeit des Übersetzers ein gut Teil zuzudenken ist. – Die erzählerische Spannung wäre größer, wenn Cesira hundert Seiten weniger reden würde. Ach ja, sie ist eben so unbeherrscht und muß sich einfach alles von der Seele reden, auch wenn wir denken: Was wird denn nun? Was geschieht denn nun? – Der Roman wird, wie man liest, verfilmt. Haupt-rolle: Anna Magnani. Es könnte auch gar nicht anders sein. Die Stimme ist ihr, so-zusagen, auf den Leib und ins Gesicht geschrieben.

Frankfurt/Main

Karl Zimmermann

UNGEFÄHRliche TÄUSCHUNGEN

Heinrich Schirmbeck: Der junge Leutnant Nicolai. Roman. Verlag Franz Schneekluth, Darmstadt 1958. 296 Seiten. 13.80 DM

„Der junge Leutnant Nicolai“ beruht, wie an unauffälliger Stelle des Buches vermerkt, auf einem älteren Werk Schirmbecks, nämlich der 1947 bei Suhrkamp erschienenen Erzählung „Gefährliche Täuschungen“. Ein vertrackter Fall: das ist kein neues Buch, aber es ist auch nicht einfach das alte in Neuauflage unter einem neuen Titel. Schirmbeck hat das Ganze tatsächlich stark bearbeitet, vor allem auch stilistisch, hat einiges gestrichen, und schätzungsweise ein Viertel des Romans ist neu hinzugekommen. Alles Wesentliche blieb jedoch unverändert.

Den historischen Ausgangspunkt des Buches – oder der Bücher – bildet der Dekabristen-aufstand von 1825. Schirmbeck erzählt die Geschichte eines Leutnants Nikolai Schönig, der zu den Verschworenen gehört, sich aber von den Freunden absetzt, als er nach dem Tod Zar Alexanders auf dessen Geheimliste der Verschwörer auch seinen Namen findet. Nikolai zieht sich weniger aus Angst zurück als deshalb, weil er sich immer mehr für die Mathematik, für Lobatschewskij und seine nichteuklidische Geometrie interessiert. Er will ein „Heiliger der Mathematik“ werden, fühlt sich aber zusehends kompromittiert durch das Wohlwollen des neuen, tyrannischen Zaren Nikolaus. Nahe daran, die reaktionäre Politik des Zaren mit Hilfe der nichteuklidischen Geometrie zu rechtfertigen – Unfreiheit in der einen Sphäre soll Freiheit in einer anderen nicht ausschließen –, wird der Leutnant nach dem Mord an seiner engelhaft- teuflischen Freundin Xania, von dem er wußte, degradiert und verschwindet im Kaukasus. Von da an zerfällt der Roman, er bietet nur noch Ausschnitte aus längeren Zeitspannen: Nikolai kämpft gegen die Russen, stellt sich diesen später und ist glücklich, nach Sibirien verbannt zu werden, wo Zar Alexander, angeblich nicht gestorben – eine Andeutung, auf der Reinhold Schneider sein Alexander-Drama aufgebaut hatte –, und einige der alten Freunde noch leben sollen. Er hat erkannt, daß Mathematik und Ethik nichts miteinander zu tun haben, er ist „auf dem Wege zu sich selbst“. Diese Geschichte eines zeitweise mit Unglück politisierenden Mathematikers belebt Schirmbeck durch die romantische Figur der ätherisch schönen Fürstin Xania, die sich aufs Giftmischen versteht und die heimlich zusammen mit einem dicken Freund sich am Anblick der abgeschnittenen Köpfe der erhängten Verschwörer erfreut . . . Die Figur, die in „Gefährliche Täuschungen“ noch stärker im Mittelpunkt stand, noch ätherischer und blauäugiger war, hat in der neuen, dezenteren Fassung übrigens gewonnen, wie der Roman überhaupt ausgewogener wirkt als die Erzählung.

Kaum gilt das allerdings für die fragwürdigen geschichtsphilosophischen Erörterungen Schirmbecks, festgehalten in Diskussionen und Tagebuchnotizen des Leutnants. Die Liberalisierung Rußlands erscheint hier als Giftpeil des Westens, der als Harpune auf diesen zurückgeschleudert werde. Schon im Westen bedeute die demokratische Gleichheit Verdinglichung des Menschen; in Rußland entwickle sich die totale Sklaverei notwendig als Endstufe der Freiheit. Neben diesen negativen Aspekt der russischen Geschichte tritt ergänzend ein positiver: Rußland sei berufen, das Reich Christi zu verwirklichen, dies aber zunächst im Vergessen von Christus, ja gegen Christus; Freiheit sei zu verwirklichen nicht als die egoistische des Individuums, sondern im Sinne des christlichen Urkommunismus. – Ohne zu unterstellen, daß Schirmbeck hier Rechtfertigungen habe geben wollen: die im Roman betriebene mystische Identifizierung von Rußland und Christus ließe sich schließlich doch dazu verwenden. Sonderlich aufregend ist das alles freilich nicht.

„Der junge Leutnant Nicolai“ ist, sehr deutlich, in seinen Ansätzen zum Wissenschaftsroman Vorläufer von „Ärgert dich dein rechtes Auge“. Wie dort, ist das Verfahren auch hier schon das einer Romantisierung von Wissenschaft; Schirmbeck hatte sich schon früher mit seinen Novellen als veritabler Romantiker ausgewiesen. Romantik sind die Visionen Xanias, die vordeutenden Träume, die Incinanderschachtelung von Träumen, die Spiegelzimmer und die Verwirrungen des Ichgefühls. Im Falle dieses russischen Stoffs sind die Motive dieser Art durchaus sinnvoll in ihrem Anklang an Gogol, an Dostojewskijs „Doppelgänger“. Die Übergänge vom Erotischen zur Geometrie, die Schirmbeck findet, sind erstaunlich und ärgerlich zugleich, von fataler Eleganz: „Die gezüchtigte Stirn aber entfaltet sich wie eine Papyrusrolle, auf welcher die blutroten Striemen dahinliefen wie zwei parallele Linien, die sich in der Unendlichkeit der blauen Madonnenaugen schnitten. Oder schnitten sie sich nicht? Lobatschewskij kontra Euklid?“ Das Figuren-

panoptikum, vor allem Zar Nikolaus mit seinem „pathologischen Charme“ und das Wunsch- und Traumbild Xania, fasziniert gerade in seiner Leblosigkeit. Was dem Buch, im Unterschied zu „Ärgert dich dein rechtes Auge“, fehlt, ist nicht sowohl das Können als die große Intention. Wollte Schirmbeck hier eigentlich mehr als raffiniert und reizvoll unterhalten?

Freiburg i. Br.

Helmut Olles

ZELEBRIERTE PSYCHOANALYSE

Laurens van der Post: David Alexander Michaeljohn. Roman. *Aus dem Englischen von Anna M. Riedel und Eduard Thorsch. Karl H. Henssel Verlag, Berlin 1958. 408 Seiten 18,50 DM*

Laurens van der Post unternimmt hier einen neuen „Vorstoß ins Innere“, nur daß es diesmal nicht die „Seele Afrikas im 20. Jahrhundert“ ist, die freigelegt wird, sondern die eines heranwachsenden Menschen, eben jenes David Alexander Michaeljohn. Als Jüngling verläßt er sein matriarchalisch verwaltetes Zuhause in Südafrika, um in England seinen Weg als Kunstmaler zu machen, gerät aber nach anfänglichem Erfolg bald in eine Krise, die ihn an den Rand des Wahnsinns bringt. Es ist nicht der Wahnsinn des Genies, der ihn hinabzieht, und auch die andere denkbare Ursache – nämlich die Ehe mit einer älteren Frau, die dem schüchternen Kolonialen ihre Liebe aufgezwungen hat – ist im Grunde nur Folgeerscheinung. Das Verhängnis begann viel früher, der Terminologie nach im „vorsexuellen Stadium“. Seit er als Kind für einen unbewußt begangenen Diebstahl allzu hart bestraft worden ist, schleppt er den „Goldsovereign“-Komplex mit sich herum.

Der Biograph dieser problematischen Natur ist Davids bester Jugendfreund Fraser, ein kreuzbraver Bürgerssohn, der an den „Fall“ mit dem Rüstzeug eines Psychotherapeuten herangeht. Wir erfahren nicht, was ihn zu dieser mustergültig exerzierten Durchdringung eines fremden Ichs befähigt. Aus seiner

Methode geht einzig hervor, daß er Anhänger C. G. Jungs und dessen „Feldauffassung“ sein muß und soweit offenbar mit dem Autor identisch ist, der sich bereits in anderen Büchern auf Jungs Lehre berufen hat. Da er den Freund nicht nach England begleitet hat, ist Fraser auch nicht Augenzeuge der Krise, sondern nur durch spärliche Briefnachrichten und durch die Gemälde, die er als Geschenke erhält oder in Reproduktionen sieht, über Davids seelische Verfassung informiert. Sie müssen ihm Aussprache und Befragung ersetzen. Er interpretiert diese Bilder mit beängstigender Sicherheit, gleichsam als Schlachtenpläne eines inneren Kampfes, bis das Material eines Tages unergiebig wird. David hat die laienhafte Malerei als Ausdruck von Stimmungen aufgegeben und „mit dem Verstande“ zu malen begonnen. Er scheint sich der Beobachtung entziehen zu wollen, aber Fraser hat seine Ermittlungen inzwischen abgeschlossen. Er kennt ja Davids Herkunft, Kindheit und Umwelt aus eigener Anschauung und vor allem die Einzelheiten des „Goldsovereign“-Komplexes. Der Ursprung des Traumas ist damit erkannt, die Therapie vorgezeichnet. Ein Anfall von ekstatischer Umnachtung wird David zum Purgatorium. Aus der Ferne, mit der telepathischen Kraft einer „Stimme hinter dem Vorhang“, leitet Fraser den Freund zur Bewußtseinsklärung, zum Selbstverständnis. David begreift den Komplex und ist alsbald geheilt. Der „enttäuschte Säugling, der sich dem Trunk ergeben hatte, um sich einen Ersatz für die versagte Muttermilch zu schaffen“, wird nun die Frau, nein, das „Weib“ erobern, das ihm nach transzendentelem Plan zgedacht war. Er wird glücklich sein, er wird wieder malen.

Ein schöner Behandlungserfolg – kein Zweifel, daß solche Resultate schon erzielt worden sind! Aber was besagt das über den Wahrheitsgehalt eines Romans? Eine Geschichte vom Menschen, die allzu glatt aufgeht, stimmt selten. Eine Psychoanalyse, die wie am Schnürchen verläuft, ist nur als Modellfall unverdächtig und wird in anderen

Büchern demonstriert als in denen, die der Romancier schreibt. Dieser unterscheidet sich vom Berufspsychologen darin, daß er seinem Publikum ein Augurenlächeln zuwirft, wenn er auf die Anfälligkeit der Seele und die Möglichkeit ihrer Heilung zu sprechen kommt. Der psychologische Roman, in dem die Engländer sonst Meister sind, zeichnet sich ja vielmehr durch seinen „ironic wit“ aus als durch die klinische Exaktheit seiner Diagnosen. Dieses Zusammengehen von Erkenntnis und dem Grotesken der Erkenntnis fehlt bei van der Post leider völlig. Van der Post hat mit diesem seinem ersten Roman, auf dessen Veröffentlichung der deutsche Verlag zu Gunsten des darauffolgenden, „*Flemingfeder*“, zunächst – mit gutem Grund – verzichtete, allerdings keine Satire schreiben wollen, sondern ein Hommage der Psychoanalyse, der ihm seinerseits über das schreckliche Trauma der japanischen Kriegsgefangenschaft hinweggeholfen hat. Er hat davon in der Novelle „*Trennende Schatten*“ erzählt, und zwar glänzend erzählt. In „*David Alexander Michaeljohn*“ bedient er sich zur Feier der Errungenschaften Freuds und Jungs einer vornehmen Eloquenz, die eher das viktorianische Menschenbild illustriert als das von der analytischen Methode bestimmte Wesen. So wird dieses von Redlichkeit und Begeisterung überfrachtete Buch neben den früher erschienenen Werken van der Posts einen schweren Stand haben – es verweist sozusagen nur auf sie.

München

Gert Woerner

ZU HOCH GEGRIFFEN

Ingeborg Drewitz: Der Anstoß, Roman. Carl Schünemann Verlag, Bremen 1958. 242 Seiten. 13,80 DM

Bislang hat Ingeborg Drewitz Hörspiele und Theaterstücke geschrieben, und als Carl Zuckmayer einen ihm zugedachten Literaturpreis von 10000 DM an zehn junge deutsche Autoren verteilte, war auch sie unter denen, die ihm einer Förderung wert schienen.

Ingeborg Drewitz ist also kein ganz unbeschriebenes Blatt. Gleichwohl mag „Der Anstoß“, der erste Roman, den sie vorlegt, als Debüt gewertet werden: der Wechsel von einer literarischen Form zu einer anderen ist schließlich nicht jedermanns Sache, und zum Erkennen seines Talents bedarf jeder Autor auch des Experiments.

Ingeborg Drewitz hat sich ein Thema gewählt, das freilich einer stärkeren Begabung bedürfte. Sie hat sich übernommen. Wer heute, wie es im Umschlagtext heißt, „die Isoliertheit der Menschen in den großen Städten“ gestalten will und „ihr ungestilltes Verlangen nach dem brüderlichen Du“, der muß schon etwas mehr Bescheid wissen – nicht in den Details äußerer Umstände; mit ihnen hat sich die Autorin offenbar beschäftigt – wohl aber in der Psychologie und in der Soziologie. Vor allem dann, wenn der Ehrgeiz weit gesteckt ist. Wenn nicht nur eine Geschichte erzählt werden soll, sondern auch „letzte Fragen“, mit denen sich Ingeborg Drewitz im stillen Kämmerlein redlich herumgeschlagen haben mag, aufgeworfen werden. Denn solange sie anspruchslos erzählt, solange sie eine äußere Situation hinzustellen sich bemüht, gelingt ihr manches. Immer aber, wenn ihre Personen anfangen zu philosophieren, wirken die Formulierungen angelesen und unverdaut. Das Wort hat bei ihr keine Kraft, sobald sie die Ebenen der Nüchternheit verläßt, es hat keine Konsistenz. Es besagt gar nichts, wenn sie einen Malerprofessor philosophieren läßt: „Wie Götter zu fühlen ist nicht Ziel jenseits der Anstrengung, sondern immerwährende Aufgabe“, wenn da Sätze ausgesprochen werden wie dieser: „Der Mensch scheint mir immer am klarsten, wenn er seine äußere Haut abgestreift hat wie die Schlange im Augenblick des Entschlüpfens. Das Sich-neu-Finden ist der Schöpfungsvorgang schlechthin.“

Und leider wird nun in diesem Buch sehr viel philosophiert. Ständig stolpert der Leser über Sentenzen: „Was wissen wir überhaupt voneinander?“, „Wo in aller Welt sind Wege von Tag zu Tag?“, „Das Freiwerden der

Seele aus dem hineinströmenden Leben“ – hier wird Banalität als Tiefsinn verkauft.

Im Mittelpunkt des Buches steht eine Art moderner Christus, kleiner Mann des Alltags, Setzer von Beruf, der überall auf die Straße gesetzt wurde, weil er sich weniger um seine Arbeit kümmert als um die Not seiner Mitmenschen, um die Armen und Beladenen, wo immer er sie findet. Dieses Mannes Selbstmord gleich auf der ersten Seite bringt einen zufälligen Augenzeugen seines Freitodes zum Nachdenken. Er forscht nach den Gründen, die den Fremden zu seiner Tat veranlaßt haben mögen, findet in dessen armseliger Behausung seine Lebensgefährtin – ein Straßenmädchen, wie sich's herausstellt, das der Tote zu sich genommen hatte –, ihr gemeinsames Kind ist gestorben, vergiftet, und damit nimmt der Roman kriminalistische Züge an, deren Möglichkeiten, den Leser in Spannung zu versetzen, die Autorin nicht ungeschickt nutzt. Aber sie will ja keinen Kriminalfall erzählen. Sie will ja mehr. Und so wird denn alles ins „Anliegen“ gewendet, zum christlichen Roman hin: Verworfenheit und Gnade, Hochmut und Schuld, Brüderlichkeit und Samaritertum. Die hohen Werte werden wie ein Schild vorweggetragen, der jeden Angriff auf die unvollkommene Bewältigung des Themas abwehren soll. Am besten stehen Ingeborg Drewitz die kleinen, kursiv gedruckten Vorsprüche zu den Kapiteln an, in denen sie die Ergebnisse statistischer Erhebungen über allerlei Lebensäußerungen in einer Millionenstadt schmucklos mitteilt.

Frankfurt/M. Hans Schwab-Felisch

SUMME ODER NUR DIFFERENZ?

Otto von Taube: *Ausgewählte Werke.*
Friedrich Wittig Verlag, Hamburg 1959.
480 Seiten. 12.— DM

Otto von Taube wird am 21. Juni achtzig Jahre alt, was sicherlich einer der Beweggründe für diese unvollständige Gesamt-

ausgabe seiner Werke gewesen ist, die zwei etwas widersprüchliche Tendenzen auf einen Nenner zu bringen sucht. Einerseits will sie uns Taube gleichsam festhalten, aus dem unheimlichen Strom der Zeit etwas Bleibendes von ihm herausreißen. Andererseits war doch auch die Absicht im Spiel, ein Neues, bisher nicht Bekanntes, nämlich einen ganzen kleinen Roman, an dem Taube in letzter Zeit gearbeitet hatte, zur ersten Publikation zu bringen. Diese verzwickte Sachlage spiegelt ein wenig die generellen Schwierigkeiten, die auch ein Autor mit gutem „Namen“ unter den heutigen Verhältnissen haben kann. Man kombiniert alten Ruhm mit den Anreizen einer Novität und nimmt noch ein rundes Lebensjubiläum hinzu, um aus alledem die hinreichenden Unterlagen für eine Publikation zu gewinnen, die dann einen genügend breiten Leserkreis zu erreichen verspricht. Derlei spricht nicht gegen den Autor, sondern eher gegen die dürftige Zeit und Umwelt, in die er mit seinem Alter hineinzuragen die zweifelhafte Gnade gehabt hat.

Immerhin: Otto von Taube hat sich bis zur Stunde als Erzähler, Essayist und sogar auch als Lyriker unter den seinen Ursprüngen und Anlagen gegenüber so stark veränderten Umständen der Gegenwart ein kräftiges Fortwirken bewahren können. Aus der allerjüngsten Zeit gibt es Arbeiten von ihm – Gedichte, kleinere, anekdotenartige Geschichten, Meditationen –, die bei allem Konservatismus der Haltungen und der sprachlichen und gedanklichen Mittel von erregender Frische und zeitloser Aktualität sind. So paradox es erscheint, dürfte dieses innere und äußere Überdauern des in seinem Leben schon viermal veränderten Zeitgeistes in erster Linie mit Taubes frühzeitiger „Landnahme“ im christlichen Glauben zusammenhängen. Diese religio und Rückverbindung hat ihm eine geistige Überlegenheit und Konsistenz auch gegenüber viel glänzenderen Begabungen seiner Generation – man denke an seinen Vetter Keyserling – verschafft und vielen seiner Arbeiten jene Natürlichkeit, Richtigkeit, innere Sicher-

heit und Ausdrucksschärfe verliehen, die man bei den Exponenten, ja bei den Repräsentanten eines bestimmten Zeitgeistes oft vergleichend sucht.

Bei alledem ist Taube kaum das, was man einen „christlichen Dichter“ nennen würde. Er ist es sogar in dem Spätroman „*Mino-taurus*“, der den Band einleitet, weniger denn je. Diese merkwürdige Geschichte hat vielmehr den wichtigsten antiken Gegenspieler des Christentums, den Mithraskult und seine unterirdischen Fortwirkungen im spanischen Stier-Totemismus zum tragenden Hintergrund, vor dem die Schicksale einer Stierkämpferdynastie über drei Generationen hin erzählt werden mit den wechselnden Mitteln von Darstellung und Bericht, die Taubes Erzählweise ohnehin auszeichnen und ihr eine etwas schwankende Zwischenstellung von Epik, Biographik und Essayistik verleihen. „Mich interessiert an einer Erzählung nie die Handlung, mich reizt nur der Mensch, der mich irgendwarum gefesselt hat“, sagt Taube in seinen „*Banderilladen über den Roman*“ (ebenfalls im Band abgedruckt) und kontrastiert seine Erzählweise zu der am Ereignis interessierten Novellistik, wie sie etwa Bergengruen und Paul Ernst vertreten. Der Rezensent würde gleichwohl meinen, daß auch Taubes Gabe und Fülle sich am stärksten in der bis zur Anekdote verknüpften kleinen Erzählform aussprechen, daß er hier – etwa in Stücken wie „Die verworrene Stadt“, „Der Schürzenfang“, überhaupt in dem Band „*Doktor Alltags phantastische Aufzeichnungen*“ – beinahe die Wucht und Präzision, die Lehr- und Lebensfülle Hebelscher Prosastücke des Schatzkästleins erreicht.

Der Leser des Bandes wird sich von dem Lyriker Taube, auch dem Übersetzer von Lyrik, aus den wenigen Proben nur ein unzureichendes Bild machen können. Glücklicher erscheint die Auswahl bei den Partien aus Taubes reicher, ja unerschöpflicher Autobiographik, Reiseessayistik und allgemeiner Aufsatzschriftstellerei. Hier kommt auch der immense Bildungs- und Erfahrungshorizont des Balten zur Geltung, der ganz

Europa bereiste, alle seine Sprachen spricht und doch schon vor dem ersten Weltkrieg und seinem Rückwandererstrom baltischer Adliger und Bürgerlicher als junger Mensch wieder ganz in die innerdeutschen Kulturzusammenhänge eingewurzelt war. Otto von Taube ist einer jener Geister, die für die Gegenwart und auch für die Zukunft wertvolle Erinnerungsschätze gesammelt haben, ohne die wir unsere deutsche Geschichte und unsere Wirklichkeit niemals hinreichend verstehen werden. Daß der Edelmann dabei allezeit schlicht und durch und durch menschlich-natürlich geblieben ist, hat ihn als Charakter und Figur immer noch weit über alles, was er getan, geleistet und geschrieben, in einen höheren Rang gehoben. Berlin Joachim Günther

UTOPIE DES TOTALEN STAATES

Jewgenij Samjatin: *Wir. Roman. Aus dem Russischen von Gisela Drobla. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln-Berlin 1958. 254 Seiten 12.80 DM*

Dieser literarisch so folgenreiche Roman Samjatins erscheint in Deutschland mit mehr als dreißigjähriger Verspätung. Von einem Alt-Bolschewisten 1920 in Rußland geschrieben, wurde er zuerst 1924 in englischer Sprache in New York gedruckt, in der Sowjetunion nie. Der Autor verließ 1931 mit Genehmigung Stalins seine Heimat; er ist 1937 in Paris gestorben.

Der Roman ist eine negative Utopie aus dem 26. Jahrhundert. Nach einem 200jährigen Krieg ist die große Mehrheit der überlebenden Menschheit in dem totalen „Einzigsten Staat“ vereinigt. Sie führt hier in durchsichtigen Häusern ein streng geregeltes Leben, von einer Inquisition gegen selbständige Gedanken und unkontrollierte Gefühle „beschützt“. Wer dennoch solche hat, läuft Gefahr, in öffentlicher Feier elektrisch dem „Einzigsten Staat“ geopfert zu werden. Alles ist rational geregelt: das Geschlechtsleben zum Beispiel durch Abonnement auf

einen oder mehrere Partner, das aber nur genehmigt wird, wenn beide Teile nach dem Ergebnis einer exakten Analyse ihres Hormonhaushaltes einander ergänzen; oder die Einnahme der synthetischen Nahrung durch Metronom-Begleitung, die die für jeden Bissen vorgeschriebenen fünfzig Kaubewegungen steuert. Einmal im Jahr wird am „Tage der Einstimmigkeit“ der „Wohltäter“ wiedergewählt. – Die Handlung setzt damit ein, daß der Tagebuch führende Erzähler „D 503“ im Auftrage des „Wohltäters“ das erste Weltraumschiff „Integral“ baut. Die weite Kreise umfassende Verschwörung der „Mephi“ sucht sich des Integrals dadurch zu bemächtigen, daß sie den Erbauer mittels des an sich überlebten „Unsinn“ Liebe aus seinem konformistischen Panzer herauszusprengen und für sich zu gewinnen sucht. Dieser Versuch, aus einer Nummer einen Menschen zu machen, wird schließlich vereitelt: Dem Erzähler wird durch gehirnochirurgischen Eingriff – die Kampfmaßnahme gegen das Umsichgreifen der Revolution – die Phantasie herausoperiert. Der von ihr Befreite ist glücklich, seine Geliebte den Gaskammern der Inquisition ausliefern zu können. Der Ausgang der Revolution steht am Ende des Romans noch nicht fest.

Der „Einzige Staat“ hat sich auf Grund des Satzes „Glück ohne Freiheit oder Freiheit ohne Glück, eine andere Möglichkeit gibt es nicht“, radikal für das „Glück“ entschieden; der Autor Samjatin, der anscheinend an diese falsche Alternative glaubt, für die „Freiheit“. Sie ist – bei einem marxistischen Revolutionär merkwürdig genug – eine von der Vernunft befreite, elementare Freiheit. Die Grundsätze des „Einzigen Staates“ werden als letzte Konsequenz des Christentums ausgegeben. Der Zusammenhang ist prinzipiell gemeint: „In der alten Welt wußten die Christen als einzige unserer (wenn auch sehr unvollkommenen) Vorgänger, daß Demut eine Tugend, Stolz hingegen ein Laster ist, daß *Wir* von Gott stammt und *Ich* vom Teufel“, oder in den Worten des „Wohltäters“ selbst: „Und der barmherzige Christengott, der alle

Abtrünnigen im Höllenfeuer schmoren läßt, ist er vielleicht kein Henker? Und ist die Zahl derer, die von den Christen auf den Scheiterhaufen verbrannt wurden, kleiner als die Zahl der Christen, die in der Hölle schmoren?“ Diese Adressierung hat dem Autor jedoch bei der kommunistischen Kritik nichts genützt. Die Leugnung, daß eine Revolution die endgültig letzte sein könne, war allein schon Sprengstoff genug. Deshalb erklärte die Kritik: „Die Theorien Samjatins sind eine bloße Maskierung der sehr prosaischen und sehr verständlichen Sehnsucht der Bourgeoisie nach dem verwirkten Wohlstand und des Hasses gegen diejenigen, die sie dieses Wohlstandes beraubt haben.“ Der primitive, vulgär-marxistische Angriff verfehlt alles Wesentliche.

Wenn das Wesen der negativen Utopie darin besteht, gegebene Tendenzen unter Ausschaltung jeder Dialektik gradlinig in ihre letzte Konsequenz zu steigern, so tut Samjatin es mit Tendenzen, die zu seiner Zeit bestenfalls erst angedeutet waren. Noch vor dem Stalinismus und dem Faschismus wird hier die erste negative Utopie des damals noch nirgends vorhandenen totalen Staates entworfen und in vielfach überraschende Nähe zu erst später Wirklichkeit Gewordenem gebracht. Der eigentliche Ausgangspunkt Samjatins ist der damalige abstrakte, antiindividualistische Kollektivismus, der die Dialektik von Individuum und Kollektiv (die Nazi sprachen im gleichen Sinn von „Gemeinschaft“) übersah und besonders kraß in der ersten gedruckten Fassung von Brechts „Mann ist Mann“ zum Ausdruck kam.

Huxley, dessen „*Brave New World*“ aus dem Jahre 1931 das Anschauungsmaterial des American Way of Life zu einer Utopie des falschen Glücks verarbeitete und ihr die falsche Parole vom „Recht auf Unglück“ entgegenstellte – Adorno gab eine erleuchtende Analyse –, und Orwell, dessen „1984“ aus dem Jahre 1948 die volle Erfahrung des Stalinismus zur Verfügung hatte, die er noch mit Elementen des Nationalsozialismus bereichern konnte,

bleiben trotzdem nicht nur in mancherlei Einzelheiten, sondern vor allem in der Struktur ihrer Romane von Samjatin abhängig, dessen „Wir“ inhaltlich übrigens fast ganz unabhängig ist von der 1895 erschienenen „*Zeitmaschine*“ des H. G. Wells (über den Samjatin eine Studie schrieb). – Im Nachwort zu „Wir“ meint *Jürgen Rühle*, daß Orwell trotz der Hoffnungslosigkeit von „1984“ in der echten Nachfolge von Samjatin stehe: „Beide sind Sozialisten und Revolutionäre, wenn auch enttäuschte. Sie fordern nicht das Recht auf Unglück, sondern das Recht auf Glück, freilich auf ein richtig verstandenes, universales, humanistisches Glück, das sie dem vom Staat gelieferten Surrogat entgegensetzen.“ So eindeutig ist Samjatin nicht. Ein „humanistisches Glück“ ist nicht ohne den „Sieg der Vernunft“ denkbar, aber gerade diesen ironisiert Samjatin, und es ist zum mindesten nicht sicher, daß er damit nur die „Vernunft“ des „Einzigen Staates“ meint. Auch würden die „Mephi“ wohl die Parole vom „Recht auf Unglück“ unterschreiben. Ihr humanistischer Vorrang liegt darin, daß sie als einzige in allen diesen negativen Utopien den Kampf nicht aufgeben und Raum für Hoffnung lassen.

Kiel

Walter Mannzen

CHRONIK IN BRIEFEN

Felix Hartlaub in seinen Briefen: *Herausgegeben von Erna Kraus und G. F. Hartlaub. Rainer Wunderlich Verlag, Tübingen 1958. 348 Seiten. 19,50 DM*

Wenn die wohlversperrten Schubladen der Schriftsteller nur sich öffneten, dann träten wohl „hinterlassungsfähige Gebilde“ in bedeutender Zahl ans Tageslicht – so trösteten sich vor 1945 (und noch Jahre später) die, welche sich und anderen die Kontinuität geistigen Lebens der Diktatur erweisen wollten. Ihre Hoffnungen trogen, nur Weniges kam zum Vorschein, und dies Wenige war fast immer angesengt von den

Rauchschwaden des Unheils, verkümmert unter dem Zwang, ins Private ausweichen zu müssen, gezeichnet von einer Hoffnungslosigkeit, die der Einsicht gleichkam, daß im „Reich der niederen Dämonen“ keine authentische Literatur Chancen hatte, die Welt zu verändern.

Was dennoch Bestand hat vom Geschriebenen der verdammten Jahre, weist sich als Vorläufiges aus, blieb Fragment, Notiz, Memorial. Es steckt ein paar Lichter auf, der Rest bleibt dunkel. Im Fragmentarischen – und nur hier – liegt die Bedeutung der Tagebücher von Felix Hartlaub, hier ihr Rang. (Seine als „Dichtungen“ in der Gesamtausgabe rubrizierten, meist vor dem Krieg entstandenen Arbeiten können daneben nur als Talentproben gelten.) Es war also folgerichtig, die Hinterlassenschaft des Schriftstellers und Historikers, den als Kriegstagebuchschreiber im Führerhauptquartier die letzten Wellen des Schreckens mit sich rissen, durch die Herausgabe der Briefe zu ergänzen.

Erna Kraus und G. F. Hartlaub, Felix' Vater, haben sich dieser Aufgabe mit Takt unterzogen. Diese Briefe geben deutlicheren Einblick in die persönliche Existenz des Schreibers als die Tagebuchnotizen, sie sind, als an Empfänger gerichtete Botschaften, Mitteilungen und Meditationen, privater, Zeugen des Lebenswegs. Der Band beginnt mit den Briefen des Kindes: sie sind manchmal unmittelbar herzlich, häufiger von knabenhafter Altklugheit. Die Briefe zeigen später einen nachdenklichen, vom Leben in der freien Landschulgemeinde heftig affizierten, dann das gleiche Leben kritisch abklopfenden Schüler, einen Studenten, den Unsicherheit über den Lebensweg kaum davon abhielt, sich gründlichen Studien zu widmen, schließlich einen bohrend und hilflos zugleich Forschenden, der im Zentrum des Zyklons Berichte zu stilisieren hatte, darin verheizte Divisionen nur in Zwanzig-Zeilen-Notizen auftauchen, gespenstische Revelants. Die bewundernswürdige Ehrlichkeit kehrt wie in den Tagebüchern, so auch in den Briefen wieder, hier freilich manchmal

von den Konventionen der brieflichen Mitteilung, auch wohl von Furcht vor der Zensur verschattet. Das äußert sich zuweilen als Ungeduld, ja Aggressivität den Briefpartnern gegenüber. Dieser Band lehrt deutlich begreifen, wie schwierig es für Menschen von der geistigen Konstitution Hartlaubs war, überhaupt etwas zu verstehen. Nichts hatte ihn darauf vorbereitet, Chronist zu sein. Er war in den liberalen und konservativen Traditionen des deutschen akademischen Bürgertums aufgewachsen, wußte viel von dessen humanen Wurzeln und teilte mit ihm die Unfähigkeit, irgend etwas von den gesellschaftlichen und politischen Voraussetzungen dessen zu erkennen, was als Katastrophe er doch kommen sah. Man kann die ganzen letzten Jahre Hartlaubs als den Versuch verstehen, dennoch hinter den bösen Schein zu kommen, den Aberwitz und seine Logik zu analysieren. Wie schwer mochte das jemand fallen, der von Kindesbeinen mit dem Leben der Gracchen und der Kunst Botticellis, aber nicht mit der Bedeutung von Mefowechsels für die Ausrüstung vertraut gemacht wurde, der kaum eine Ahnung hatte von der Sprengwirkung der Ideologien, in denen die Rancune des Spießers zu sich selbst und damit „an die Macht“ drängte. Den Einbruch des Totalitären anders denn als böses Geschick zu begreifen, das forderte ein Instrumentarium, dessen Herstellung Hartlaub sozusagen von Hand in mühsamer Kleinarbeit vornehmen mußte. Hartlaub haßte den Krieg und die, die ihn gewollt hatten, aber dieser Abscheu sollte doch rationalisiert werden, es waren Ursachen zu finden, die weit außerhalb eines Begriffshorizonts lagen, der von menschlichem Anstand, ästhetischem Fingerspitzengefühl und empfindlichem Gewissen begrenzt wurde. In den Briefen spürt man diese Schwierigkeit immer wieder und immer mehr. Ein Ton der Klage wird laut, Klage auch darüber, daß er ohne zureichendes geistiges Besteck auf den Schindanger der Geschichte entlassen worden war. Die Briefe fügen dem Bild des Schriftstellers kaum einen neuen Zug bei, sind aber unge-

mein aufschlußreich für das Weltgefühl, die Verzweiflungen und die Mühen eines, der seinen Anstand nicht wie den Zivilanzug auf der Kleiderkammer abgegeben hatte und der dennoch zum bewußten Widerstand nicht präpariert war, so wenig wie die Schicht, aus der er kam. Insofern ist das Briefwerk Hartlaubs ein bemerkenswertes und der Analyse würdiges Stück deutscher Privatgeschichte. Für sein Verständnis gelten soziologische Kategorien eher als literarische. Die Herausgeber gaben dem gut ausgestatteten Band (bei dem freilich das viele und dicke Gold des Rückentitels stört) auch einige Zeichnungen Hartlaubs bei, skurrile Gebilde, kubinesk und etwas wirr: sein Talent war das Aufzeichnen – nicht das Zeichnen.

Köln

Roland H. Wiegenstein

DER REDSELIGE SCHWEIGER

Marcel Jouhandeau: Bausteine. Elemente einer Ethik. *Aus dem Französischen von Dr. Alexander Voill. Eduard Wancura Verlag, Wien/Stuttgart 1958. 283 Seiten. 13.80 DM*

Vor über dreißig Jahren gab ein „avantgardistischer“ französischer Verlag eine Anthologie zeitgenössischer Prosa heraus, in der er die Autoren versammelte, von denen er annahm, daß sie das Gesicht der französischen Literatur der kommenden Jahrzehnte formen würden. Heute müssen wir feststellen, daß die Herausgeber des Bandes ein außerordentlich sicheres Gefühl für die Zukunftshaltigkeit der damals schreibenden, vielfach erst beginnenden Autoren hatten. Unter den fünfundzwanzig in der Sammlung präsentierten befand sich auch Marcel Jouhandeau, dessen erstes Buch noch nicht einmal fünf Jahre zuvor erschienen war und dessen Œuvre damals gerade fünf schmale Bände umfaßte. In der Anthologie waren den einzelnen Proben jeweils kurze Charakteristiken des Autors vorangestellt, bei denen es den Verfassern sichtlich auf originelle Formulierungen ankam, die im übrigen je-

doch sehr prägnant die Wesenszüge und Eigentümlichkeiten der Vorgestellten trafen. Zwei Kennzeichnungen Jouhandeaus verdienen festgehalten zu werden: Einmal heißt es von ihm, er verkörpere die „Bescheidenheit“, zum andern wird er als ein „schweigsamer Autor“ vorgestellt. (Übrigens erzählt Jouhandeau in dem heute zur Besprechung stehenden Buch, daß ihn Ernst Jünger ebenfalls stets „Votre Modestie“ aneredet habe.)

Nun, was die Schweigsamkeit anbelangt: Wenige zeitgenössische französische Autoren haben ein so umfangreiches Werk vorzuweisen wie Jouhandeau; in einer Bibliographie aus dem Jahre 1957 sind über achtzig Buchtitel aufgeführt – und darin sind die Sonderausgaben noch nicht einbegriffen! Alle haben sie ein Thema: den Autor selbst; die Leute, die ihm begegnet sind; die Erlebnisse, die er hatte; die Dinge, die er sah; die Gedanken, die er sich machte. Beim Lesen seiner Schriften hat man den Eindruck, als ob Jouhandeau kein anderes Anliegen kenne, als alles, was mit seiner Person irgendwie in Berührung kam, schleunigst in Literatur umzuwandeln. Was seine Haltung betrifft ist Jouhandeau neben Montherlant wohl die egozentrischste Erscheinung in der gegenwärtigen französischen Literatur. Montherlant feiert ihn denn auch als einen „Klassiker“, dessen moralische Schriften – es sind die hier zu besprechenden –, „schwarze Diamanten“ seien.

Geht schon aus der Redseligkeit des „Schweigers“ Jouhandeau hervor, daß es um seine „Bescheidenheit“ doch etwas merkwürdig bestellt ist, so ist nicht weniger aufschlußreich, daß er sich noch Jahrzehnte danach mit Genuß daran erinnert, wie ihm Louis Delluc 1910 einen „unermeßlichen Hochmut“ vorgeworfen hat. Er hätschelt diesen Hochmut systematisch, und was manchen Betrachtern als Bescheidenheit vorkommt, ist nichts anderes als die im Laufe der Zeit zur Vollendung entwickelte Fähigkeit, seinen Hochmut so in sich hineinzunehmen, daß er nur noch seine Sache ist. Nach außen vollkommen getarnt, offenbart er sich nur

dem Leser, der sich zu einer zielvollen, ja ausschließlichen Beschäftigung mit dem Autor bereit findet – wozu ihn die „Bescheidenheit“ Jouhandeaus einlädt. Es liegt Jouhandeau fern, sich etwa den puerilen Äußerungen der Selbstüberhebung hinzugeben, wie sie in Montherlants Werk wimmeln, aber Sätze wie: „Manche Verfehlungen sind geradezu Festlichkeiten“ oder „Nichts enthebt uns der Verpflichtung, erhaben zu sein“, in den „Bausteinen“ könnten ohne weiteres auch bei diesem Prediger eines aristokratisierenden Ich-Kults stehen.

Fast vierzig Jahre war Jouhandeau Lateinlehrer an einer zweitrangigen katholischen Privatschule in Paris. „Welch eine Genugtuung für seinen Stolz, einen solchen Beruf wie ein Martyrium auf sich zu nehmen!“ kommentiert Maurice Nadeau diese Tatsache. Jouhandeau, dem das Ich das einzig Beachtenswerte in seinem Leben zu sein scheint, fand Wege, dieses in ein für jeweils beide Seiten erträgliches Verhältnis zur bürgerlichen Ordnung, zu Kirche und Christentum und auch – während der deutschen Okkupation – zum Faschismus zu bringen. Lediglich zum Kommunismus führt von solcher Haltung kein Weg; auf eine Umfrage, was seiner Meinung nach das größte Unglück sei, antwortet er 1957: „Das kommunistische Regime, für einen freien Menschen.“ Auch diese Unterscheidungen Jouhandeaus zwischen den Systemen, mit denen sich für ihn als Egozentriker (er spricht freilich von „freier Mensch“) leben läßt und mit welchen nicht, sind aufschlußreich, und sie zeigen wiederum seine Nähe zu Montherlant. Man kommt in Versuchung, Jouhandeau kurzerhand als eine Sublimierung des Bürgers (des Bourgeois) unserer Tage abzutun.

In dem vorliegenden Buch, das drei theoretisierende späte Schriften Jouhandeaus zusammenfaßt, unternimmt es der Autor, seine Haltungen während seines vierzigjährigen Schriftstellerlebens in einer ethischen Grundlegung zusammenzufassen. Wie sein episches Werk nichts anderes ist als ein außerordentlich kunstvolles Sammelsurium ungezählter

Beobachtungsdetails, so ist seine Ethik im wesentlichen eine Anhäufung von Verhaltensmaximen, die vorzugsweise der Selbstverständigung dienen, die aber durch ihre Aufrichtigkeit – sie äußert sich als schlichte Menschlichkeit – schlechthin verbindlich wirken – so wie die Exaktheit des Beobachters seinem epischen Schaffen den Wesenszug äußerster Authentizität verleiht.

Es soll hier keine Auseinandersetzung mit dem ethischen System Jouhandeaus versucht werden. Sie wäre jedoch die Mühe wert. Auf keinen Fall dürfte sie sich, wie in dem Klappentext, darauf beschränken, die Jouhandeauschen Maximen in ein wertendes Verhältnis zu den zur Zeit bei uns akkreditierten moralischen Systemen zu bringen. Das ist provinziell und wird dem Rang des Autors nicht gerecht. Wie überhaupt die Art, in der der Wancura Verlag Jouhandeau dem deutschen Publikum darbietet, etwas verstaubt und provinziell wirkt. Das geht bis in den Stil der Übersetzung. Provinziell aber ist Jouhandeau in keiner Weise.

Mainz

Walter Heist

ZWEIERLEI GLAUBE

Ernst Mayer: Kritik des Nihilismus. *Lebnen Verlag, München 1958. 476 Seiten. 24.— DM*

Wilhelm Stählin: Symbolon. Vom gleichnishaften Denken. *Evangelisches Verlagswerk, Stuttgart 1958. 515 Seiten. 28.— DM*

Von allen Philosophen, deren Namen wir kennen, ist Sokrates als einziger vielleicht ein echter Dialogiker gewesen, weshalb er auch nichts Schriftliches hinterlassen hat. Sonst aber heißt philosophieren so viel wie monologisieren, nämlich sich selbst die selbst gestellten Fragen beantworten. Der Dialogiker dagegen fragt und wartet auf die Antwort des anderen, oder er hört die Frage des anderen und antwortet darauf. So bleibt sein Denken immer offen wie ein Kelch, wächst nicht zum System zusammen und ist deshalb auch nicht übertragbar. Dialogiker

gründen keine Schulen, obzwar sie und gerade sie echte Schüler haben. Anders der über das dialogische Prinzip theoretisierende und also monologisierende Existenzphilosoph von heute. Er redet gewiß sehr viel über den Dialog, aber er redet darüber nur mit sich selber, er fragt nicht wirklich und antwortet nicht wirklich, und so eben läßt sich aus seiner Philosophie sehr leicht eine Schulphilosophie machen. Das beste Beispiel dafür in unserer Zeit ist *Karl Jaspers*, gegen dessen Philosophie mich vor allem die Tatsache argwöhnisch macht, daß sich ihre Begriffe – das Umgreifende, die Transzendenz, das Scheitern in der Grenzsituation, die Kommunikation, die Chiffre, der philosophische Glaube usw. – allzu leicht handhaben lassen.

Auf diese Handhabung versteht sich in geradezu meisterhafter Weise der Verfasser des umfangreichen Werkes „*Kritik des Nihilismus*“, Ernst Mayer, der, 1952 verstorben, sein Buch als Manuskript hinterlassen hat. Mayer ist fast genauso alt wie Karl Jaspers und war auch wie dieser ursprünglich Arzt. Er bekennt von sich selbst: „Wir wissen uns im Gefolge Kants, Kierkegaards und Jaspers“. Zuzugeben ist allerdings, daß es sich dabei um keine bloß äußerliche Gefolgschaft handelt, was Jaspers angeht. Mayer denkt vielmehr wirklich selbst, wie dieser denkt, und sein Buch ist die reife Frucht eines langen Lebens. Was da gesagt wird, könnte zwar auch von Jaspers gesagt sein, aber es ist tatsächlich von Mayer gesagt, aus dem eigenen Ursprung heraus, und warum sollten zwei Denker nicht einen einzigen Ursprung haben können.

Der Verfasser bemüht sich um das Problem des Nihilismus, dieses „unheimlichsten aller Gäste“ (Nietzsche), der als radikaler Unglaube definiert wird, und zwar im Gegensatz nicht so sehr zum religiösen Offenbarungsglauben als vielmehr zu einem „Glauben überhaupt“, etwa nach Art des Kantischen Bewußtseins überhaupt oder eben des „philosophischen Glaubens“ Jasperscher Prägung. Während sich der Glaube auf das Transzendente jenseits aller Objektivität

richtet, hält der Unglaube an der Voraussetzung fest, auch der Glaube müsse sich wie das „Wissen“ auf Objektivitäten beziehen und sei, da seine Wahrheit im objektiven Bereich niemals greifbar wird, grundsätzlich bloße Illusion. So verzweifelt der Nihilist „im Endlichen am Unendlichen“. Die Welt des Glaubens oder des „Nichtwissens“ ist bei Mayer genauso wie bei Kant und auch bei Jaspers die intelligible Welt im Gegensatz zur empirischen.

Der philosophische Glaube, der hier eigentlich allein in Frage steht und den religiösen bestenfalls nur als seine primitivere Abart gelten läßt, ist freilich angenommen gar kein Glaube, sondern eher philosophischer Spürsinn, philosophische Intuition, platonische Episteme oder dergleichen. Ihm fehlt nämlich ganz und gar der für den wahren Glauben konstitutive lebendige und spontane Partner, d. h. der sich offenbarende und nur als geoffenbarter auch geglaubte Gott. Glaube bleibt ein leeres Wort, wenn er sich nicht auch in der Form des Bekenntnisses äußert, und davon ist weder bei Jaspers noch bei Mayer etwas zu finden. Glaube ist Antwort auf ein Wort, auf eine Anrede, er ist wesensmäßig dialogisch. Der philosophische Glaube aber bleibt im Monolog stecken und wird bestenfalls dialektisch. Wirklich interessant ist da immer nur das Verhalten des Menschen. Das Verhalten Gottes, für den echten Glauben das Allerwichtigste, steht hier überhaupt nicht zur Diskussion. Die „Transzendenz“, das „Umgreifende“ usw. redet ja nicht, rührt sich nicht, offenbart sich nicht, sondern bleibt eine subjektgeborene philosophische Fiktion. Mit dem Gott Kierkegaards, auf den sich Jaspers wie Mayer berufen zu dürfen meint, hat dieses Transzendente gar nichts zu tun.

Dem fehlenden Verständnis für den dialogischen Charakter des Glaubens entspricht auch das andere für das Verhängnisvolle der Schuldverstrickung. Einem Gott gegenüber, der nicht Person, sondern ein unbestimmtes Neutrum ist, gibt es keine unwiderrufliche Sünde, nämlich keine „Beleidigung“, die selbstverständlich nur vom Beleidigten und

niemals vom Beleidiger wiedergutmacht werden kann. Der im monologischen Pseudoglauben Befangene hält sich für fähig, aus sich heraus die Bekehrung zu vollziehen, die verlorene Freiheit zurückzugewinnen und also den Nihilismus zu überwinden; denn es kommt ja in allem und jedem ganz allein auf ihn an. Er entscheidet heute so und morgen anders.

Jede Philosophie, die nur Philosophie sein möchte und eben darum den unbequemen persönlichen Gott der Offenbarung durch einen abstrakten Gottesbegriff ersetzt, vollzieht bereits jenes *experimentum medietatis* (Augustin), das ja der Verfasser selbst als die wahre Wurzel des Nihilismus durchschaut. So bleibt also aufs Letzte gesehen diese „Kritik des Nihilismus“ vom philosophischen Glauben her in ihrem eigenen Kern und Ursprung gleichfalls nihilistisch. Es wird da gerade von jenen Voraussetzungen ausgegangen, die zuerst abgetan werden müßten, wenn der Nihilismus wirklich überwunden werden soll.

Während die Jaspersche Philosophie im Zwiespalt ihrer Theologiefeindschaft und Theologiehörigkeit immer etwas Verkrampftes behält und vergeblich bemüht ist, aus ihrer monologischen Dialektik heraus zum Dialog zu kommen, fühlt man sich richtig befreit, wenn man von ihr hinüberwechselt in die geistige Atmosphäre eines unbefangenen theologischen Denkens, das aber doch auch der philosophischen Tiefe nicht entbehrt. Ich meine den Sammelband „*Symbolon. Vom gleichnishaften Denken*“ von Wilhelm Stählin. Das Buch enthält, in drei Teile gegliedert, eine Auswahl aus den zahlreichen Vorträgen und Aufsätzen des Verfassers und wurde zu dessen 75. Geburtstag von Adolf Köberle im Auftrag der Michaelsbruderschaft herausgegeben und eingeleitet.

Über jeden einzelnen dieser Beiträge kann hier natürlich nicht referiert werden, aber der Titel „*Symbolon*“ bezeichnet doch recht genau das Hauptproblem, um das sich Stählins Gedanken bewegen. Es geht um die Frage nach dem Verhältnis zwischen dem

Symbol und dem Symbolisierten, dem Bedeutenden und dem Bedeuteten, in der Terminologie von Jaspers also zwischen der Chiffre und dem von ihr chiffrierten Transzendenten. Bei Jaspers und Mayer sinkt das sinnliche Zeichen beinahe zu völliger Gleichgültigkeit herab und wird hoffnungslos relativiert, bei Stählin hingegen ist es durchaus ernst genommen und in seinem Eigenwert erkannt. Das kommt daher, daß hier Gott – Transzendenz – und Mensch – Existenz – dialogisch aufeinander bezogen sind, während bei Jaspers die Gottheit als blutleere philosophische Abstraktion über aller Wirklichkeit schwebt. Eine solche Gottheit kann selbstverständlich niemals sprechen. Es wäre sinnlos, in ihr den Urheber von Worten zu sehen, die sich im Sinnlichen manifestieren. Sprecher bleibt hier vielmehr immer nur der Mensch, und seine Worte sind eben genauso relativ wie er selber. Dagegen heißt es bei Stählin ausdrücklich: „Symbole werden nicht gemacht, sondern geboren und geschenkt.“ Sie kommen nicht von unten, sondern von oben, sie sind von Gott gesetzt und damit verbindlich. Von diesem Standpunkt ist dann auch die Frage nach der wahren Religion oder nach dem Gegenstand des Glaubens, die Jaspers unmöglich beantworten kann, durchaus sinnvoll. In gewisser Weise steht Stählin geradezu im Gegensatz zu Jaspers-Mayer, die das Symbol viel zu niedrig einschätzen. Stählin, so scheint mir, neigt dagegen oft zu einer übertriebenen Dogmatisierung, womit auch seine kaum zu rechtfertigende Vorliebe für das Kultische zusammenhängt. Hier droht die Gefahr des Abgleitens ins Ästhetische, so etwa wenn gesagt wird, daß „die Künstler und Dichter den Theologen helfen können, die schreckliche Tyrannei des bloß rationalen Denkens zu brechen“.

Die Konzessionen an den Ästhetizismus sind für den Theologen mindestens ebenso gefährlich wie die an den Rationalismus.

Berlin

Erwin Reisner

RECHT UND PSYCHOLOGIE

Enrico Altavilla: Forensische Psychologie. Band I: Der psychologische Prozeß und die gerichtliche Wahrheit. Hg. von Gotthold Böhne und Walter Sax. Verlag Styria, Graz-Wien-Köln 1958. XX, 392 Seiten. 33.80 DM

Enrico Altavilla: Psicologia Giudiziaria. II: Gli attori nel procedimento penale. Unione Tipografica – Editrice Torinese 1955.

Lombrosos These vom „delinquente nato“ stand am Anfang. Sie gab nichts her, und so trat an ihre Stelle als umfassende und kritische Aufgabe der Scuola positiva: das „positive Studium des Delinquenten“ schlechthin. Darin hat italienischer Geist, seit der Antike leidenschaftlich bemüht um das Recht, hohe Leistungen hervorgebracht. Rühmliches Zeugnis von dieser für Entwicklung und Reform des Strafrechts fruchtbaren, bei uns viel zu wenig bekannten Arbeit legt die „*Psicologia Giudiziaria*“ des Altavilla ab, deren erster Band in deutscher Übersetzung vorliegt. Der Autor, Professor der Kriminalanthropologie in Neapel und Strafverteidiger von Ruf, charakterisiert sein wissenschaftliches Bemühen als „con-nubio“ zwischen Recht, Psychologie und Kriminologie, zwischen Theorie und Praxis. Aus einer derart seltenen Verbindung – Recht und Psychologie stoßen einander ab – dürfen wir einiges erwarten an Belehrung und an produktiver Auseinandersetzung. Band I gibt eine klare, ohne besondere Vorkenntnisse verständliche Darstellung des Wesentlichen in der Psychologie und Psychopathologie. Alter und Geschlecht, Affekte und Leidenschaften, Temperamente und Charaktere, das Verhalten, die Störungen des Bewußtseins, der Wahrnehmung, der Aufmerksamkeit, des Denkens, des Gedächtnisses, die Suggestion, Debität, Sinnesversehrtheit, die Geisteskrankheiten und endlich deren Simulation werden untersucht in ihrer Relevanz für die gerichtliche Wahrheitsfindung. Der Positivist Altavilla zeichnet das Theoretische flüssig, aber wohlfundiert,

wenn auch zum Teil – der Autor ist 1883 geboren – noch in den Anschauungen der älteren Psychologie; enorm belesen, zitiert er souverän aus allen Ecken und Enden vor allem der romanischen Literatur. Immer mündet das Prinzipielle prompt in eine Unzahl genauer praktischer Hinweise auf prozessual bedeutsame Momente und in die unmittelbare Aussage der Fälle, die, aus intimer Gerichtserfahrung zum Wesentlichen verdichtet, der riesigen Begriffsmaterie Anschaulichkeit verleihen.

Aktuellste Fragen behandelt das letzte Kapitel: „Die Methoden der Wahrheitsermittlung (u. a. Gewaltmaßnahmen wie ausgedehnte Verhöre, Täuschungsmittel, Hypnose und Suggestion, Drogenverabreichung, Schockmethoden, Tests usw.). In der Beurteilung der Zulässigkeit solch ausgesprochener Eingriffe in die Persönlichkeit zeigt sich der Positivismus, des „höheren Gemeinschaftsinteresses wegen“, nicht zimperlich, sondern eher robust. Hat z. B. ein Sachverständiger, der durch Anwendung der Narkoanalyse bei einem Beschuldigten ein Geständnis erlangt, das Berufsgeheimnis zu wahren? Andere Forscher bejahen kategorisch, Altavilla hingegen verneint (skeptisch ist er nur wegen der Gefahren dieser Methoden für die Wahrheitserkenntnis). Damit wäre aber die autonom-juristische Inszenierung des Strafverfahrens mit seinen Sicherungen entscheidend durchbrochen. Wissenschaftlich-positivistisch gesehen, hat Altavilla recht: Das vom Sachverständigen im neuen Tiefenverfahren „erlistete“ Geständnis ist ein Positivum, eine Faktizität und gewichtiger als alle juristischen Vorkehrungen und Prozeduren, wenn sie, wie so oft, im Leerlauf zu nichts führen. Wie dem auch sei, hier sind die Dinge bereits in Fluß gekommen, neue Techniken und Zugänge stellen althergebrachte Formen plötzlich in Frage.

In Band II, der die Teilnehmer des Strafprozesses behandelt, spricht Seite auf Seite die Erfahrung einer lebenslangen Mitwirkung am Drama der Rechtsprechung. Da ist die Figur des Anwalts: Seine Mission ist es, das Delikt, seinen Urheber und dessen

Motive so völlig zu verstehen, der Sache eine so von allen anderen unterschiedene Individualität zu geben, daß es ihm gelingt, „diese graue und einförmige Vision“ des Richters zu durchbrechen. – Deformiert die Tätigkeit des Anwalts den Charakter? Im Gegensatz zu den Stars und dem Durchschnitt mit ihrer Eitelkeit und der aufschlußreichen Empfindlichkeit gegen Kritik kann ein Anwalt von solchem Format der Persönlichkeit gelassen über Art und Ausmaß dieser Gefahren sprechen. Und da ist schließlich die Hauptfigur, der Richter! In ihn hat sich der Verteidiger Altavilla so oft mit Erfolg eingefühlt, daß er ihn gut kennt. In subtilem psychologischem Verstehen durchleuchtet er die Abhängigkeiten und Vorurteile des Richters und dessen innere Prozesse, so z. B. die Phasen seiner Überzeugungsbildung von der allerersten „provisorischen Hypothese“ bis zum fertigen Urteil. Und er reduziert uns die überlebensgroße, respekt einflößende Vatergestalt, die von erhöhtem Sitze aus ihre eigenen Mängel leicht überallhin projiziert, auf erträgliches Normalmaß in einer trefflichen Beschreibung der geläufigsten Typen (es gibt: den Analytiker, den Synthetiker, den Unschlüssigen, den Verallgemeinernden, den Instinktbeherrschten, den Halsstarrigen, den Widerspruchsgeist, den Neuerungsfeind, den Mißtrauischen, den Fetischisten der Institutionen, den Skrupulösen usw.). Die wichtigste Aufgabe des Richters wäre, „den Prozeß anthropologisch zu integrieren“. Dazu bedarf es der Psychologie, die jedoch „die Juristen und Richter, eingeschlossen in ihre Türme aus Elfenbein, als entbehrlich abtun, weil sie glauben, ihr prozessualer Instinkt leiste alles“.

Zwei der wesentlichsten Reformvorschläge der Scuola positiva sind: Einmal die Trennung der Karrieren des Zivilrichters und des Strafrichters, der noch einer Spezialausbildung bedarf in Psychologie, Soziologie und Kriminologie. Sodann: Zum Richterkollegium in Strafsachen müßte je nach der Art des Falles ein sachverständiger Spezialrichter hinzutreten.

München

Friedrich Vogelreuther

NEUE MUSIK

Hans Heinz Stuckenschmidt: Schöpfer der Neuen Musik. Porträts und Studien. *Subarkamp Verlag, Frankfurt a. Main 1958. 300 Seiten. 14.80 DM*

Dankenswerterweise beschränkt sich dieses Buch nicht auf die allseits bekannten und anerkannten Protagonisten der Neuen Musik. Beginnend bei Janacek als dem ältesten und endend bei Henze als dem Jüngsten würdigt es auch weniger ins allgemeine Bewußtsein gedrungene Komponisten (Satie, Varèse) und bezieht auch die Vertreter der sozusagen zweiten Linie in die Betrachtung ein. Dessen konnte sich nur ein Autor unterfangen, der wie H. H. Stuckenschmidt von Jugend auf mit der Neuen Musik vertraut, ja verwachsen ist. Daß dabei aber auf dem schmalen Raum zwanzig Porträts von solcher Schärfe der Charakteristik entstanden, ist nur einem Meister der pointierten Formulierung, des knappsten und dabei klarsten Stils zu verdanken, dessen persönliche Bekanntschaft mit soundso vielen der Porträtierten ein Besonderes an Lebendigkeit hinzutut. Porträt des Musikers und Studie über dessen Werk weiß Stuckenschmidt so nahtlos miteinander zu verbinden, daß einmal aus geistiger Herkunft und individueller Besonderheit auch für die Besonderheit im Schaffen ein Zugang eröffnet oder doch eine einleuchtende Erklärung gegeben, und andererseits die persönliche Entwicklung an Hand des Werkes verständlich gemacht wird.

Der Leser lernt aber nicht nur jeden einzelnen Komponisten näher kennen und bekommt so die Möglichkeit leichteren Eindringens in sein Werk, sondern er erhält gleichzeitig wichtigste Aufschlüsse über das grundsätzlich Neue an der Neuen Musik. Das ist – kaum nötig, es noch zu sagen – vorab die Loslösung von den Gesetzen der Funktionsharmonik, die Debussy „mit einer Souveränität ohnegleichen“ vollzogen hat. Nicht allein die damit gewonnenen neuartigen und zunächst befremdlichen Zusammen-

klänge sind es, was dem an Herkömmliches gewöhnten Ohr das Verständnis erschwert, sondern in weit stärkerem Maße die „Antinomie von Linie und Akkord“, die sie im Gefolge hatte. Die im Hinblick auf Anton von Webern geforderte „veränderte Art des Hörens“ dürfte also generell vonnöten sein, doch wird es ohne gleichzeitiges gründliches Partiturstudium schwer gelingen, die neuen harmonischen Systeme hörend zu erleben, die als freie Atonalität, Polytonalität und neue, durch das Zwölftonprinzip gewonnene harmonische Gesetzmäßigkeit klar gegeneinander abgegrenzt werden, oder die polyrhythmischen Strukturen zu erfassen, denen Stuckenschmidt vor dem „biederer Takt-schema“ der Alten entschieden den Vorzug gibt.

So klar die Darstellung allenthalben ist: sich in der verwirrenden Vielfalt der Strebungen innerhalb der Neuen Musik zurechtzufinden, erleichtert auch sie nicht, weil Stuckenschmidt die Phänomene lediglich beschreibt, ohne zu ihnen Stellung zu nehmen. Diese grundsätzliche Sachlichkeit, die mit dem Untertitel „Porträts und Studien“ gegeben war, unterscheidet sich gewiß äußerst wohltuend von dem propagandistischen Übereifer, dem man in Auslassungen über moderne Kunst so häufig ausgesetzt ist. Hier aber scheint die Reserve wohl zu weit getrieben – auch gerade um der Sache willen. Denn nun erhalten durch das Fehlen jeglicher Stellungnahme sowohl das „klingende Parfüm“ Debussys, wie die „völlig ausdruckslose Musik“ Saties und das aus „technischem Denken und Mechanisierung“ herstammende Schaffen Bartóks völlig gleichen Rang. Einzig im Ton der Abschnitte über Janacek, Schönberg, Berg und Webern klingt des Autors Affinität, ja Liebe zu den Espressiv-Musikern deutlich auf, doch verwirrt es demgegenüber wieder, wenn Edgard Varèse, der Schöpfer des „organisierten Geräuschs“, als „der Pionier unter den Komponisten des 20. Jahrhunderts“ bezeichnet wird.

Auch den Porträtierten gegenüber versagt sich Stuckenschmidt jede Rangstufung,

obwohl doch etwa Milhaud, Prokofieff, Britten oder Schostakowitsch in ihrer schöpferischen Potenz den Vergleich mit den Großmeistern Schönberg, Strawinski, Bartók keineswegs aushalten. Aber selbst Britten wird zu den „wichtigsten künstlerischen Erscheinungen der Gegenwart“ gerechnet. Fast ist man erfreut, wenn sich dann und wann in einem Adjektiv auch ein-

mal der Kritiker von hohem Geschmack zu Wort meldet, doch ist es angesichts so viel grundsätzlicher Objektivität um so unerklärlicher, warum Boris Blacher keiner Porträtierung für würdig befunden wurde, und Carl Orff nur in einem kurzen Satz als reiner Strawinski-Epigone kritisch abgewertet wird.

Berlin

Günther Baum

FORUM

WELTSTADT BERLIN – GESCHICHTE ODER GEGENWART?

Niemand kann die Träume zählen, die alltäglich zum Müggelsee oder nach Chorin geschickt werden, ganz zu schweigen von den Erinnerungen, die dem einstigen sommerlichen Riesengetriebe am Anhalter oder Stettiner Bahnhof gelten: es war einmal eine Viereinhalbmillionen - Metropole namens Berlin, und die ganze Mark Brandenburg war ihr Wochenend-Vorland. An der Spree stand ein Kaiserschloß, am Alex die Bero-lina, in Köpenick wurde die Wäsche gewaschen, und zwischen Schützen- und Zimmerstraße lagen, jeder einen ganzen Straßenblock umfassend, die drei größten Verlage Deutschlands, vielleicht sogar Europas: hier erschienen über die Hälfte der nahezu hundert Tageszeitungen. Und dann spielten in der besten Zeit drei Dutzend Theater, und in Babelsberg allein wurden mehr als zweihundert Filme jährlich gedreht, die sich mit Hollywoods Erzeugnissen in die Gunst der Welt teilten. Die Blumenfrauen am Potsdamer Platz und die Erbsensuppe bei Aschinger darf man natürlich auch nicht vergessen. All dies hat seinen statistischen und anekdotischen Niederschlag reichlich gefunden, und von diesem vergilbten Vorrat leben dann all die Bücher, die „Sehnsucht nach dem Kurfürstendamm“ oder „Das war nur einmal“ heißen und

rechtschaffen den sentimental Bedarf der anderthalb Millionen decken, die abgewandert sind, und der sehr beträchtlichen Zahl derjenigen, die in Berlin ausschließlich von Erinnerungen leben.

Keinesfalls soll nun aber Walther Kiaulehns „Berlin, Schicksal einer Weltstadt“ (Biederstein Verlag, München-Berlin) leichtfertig in diesen Topf geworfen werden. Sein Verfasser macht es sich nicht so leicht wie viele andere; er wollte nicht nur ein illuminiertes Panorama aller Herrlichkeit zusammenbasteln, sondern aus unzähligen klug und witzig verbundenen Impressionen und Tatsachen den Eindruck des Überwältigenden erwecken, der einst der vorherrschende für alle war, die zum erstenmal auf die wahrhaft staunenswerte Wirklichkeit der Reichshauptstadt blickten. Es ist auch kein Wort darüber zu verlieren, wie befugt gerade Kiaulehn ist, das vergangene Berlin zu beschwören. Als Feuilletonist bei Mosse und bei Ullstein hat er unentwegt Berlin beobachtet, beschrieben und verklärt, er kannte es wie kaum ein zweiter, und er hätte damals wahrscheinlich nichts lächerlicher gefunden als die Vorstellung, seinen Ruhesitz in München aufzuschlagen. Daß das Buch eines geborenen Feuilletonisten diese Herkunft auf keiner Seite verleugnet, versteht sich; es liest sich so leicht und munter, so unaufdringlich und amüsant, wie dieses Genre einst in Berlin als Tages-

dekoration in den großen Zeitungen gepflegt wurde.

Gleich in der Einleitung reibt sich der Verfasser jedoch an einem Bonmot Karl Schefflers, der 1910 in seiner glänzenden Schrift „Berlin, ein Stadtschicksal“ geschrieben hatte: „Berlin ist dazu verdammt, immerfort zu werden und niemals zu sein.“ Zu diesem Buche und seinen zugespitzten Formulierungen wollte Kiaulehn, wie er ausführt, ein Werk schreiben, das „stärker, genauer und beweiskräftiger als Schefflers Monolog“ sein sollte, ohne deswegen mit Scheffler zu polemisieren. Er beschränkt sich auf die Darstellung Berlins von 1871 bis 1933, also auf die Entwicklung unter dem Kaiserreich, vor allem der Wilhelminischen Ära, und die fünfzehn oder vierzehn Jahre als Hauptstadt der Weimarer Republik. Diese Beschränkung ist jedoch gar keine, wenn man vom „Schicksal einer Weltstadt“ spricht; mit dem Wort „Weltstadt“ ist aber in der verflossenen Zeit so viel Unfug getrieben worden und wird noch getrieben, daß die Schefflersche Prägung „Stadtschicksal“ fast etwas prägnanter erscheint. Für diese Zeitspanne zwischen 1871 und 1933 hat das Wort Schefflers immerhin eine gewisse Berechtigung; sie wird durch die von Kiaulehn nicht behandelten Jahre von 1933 bis 1945 sogar ins Makabre und Fatale gesteigert. Es hat in diesen siebenzig Jahren reichlich, überreichlich Geschichte stattgefunden in Berlin, aber von Berlin selber lassen sich nur Geschichten erzählen. Das seltsam Diskontinuierliche, Unorganische und Heterogene bei der Betrachtung Berlins in diesem Zeitraum wird auch nur ungenügend dadurch erklärt, daß es „eine Stadt ohne Gesellschaft“ war, wie der Autor sagt. Eher war es eine Stadt, die durch eine explosionsartige Entwicklung keine Musse zum Selbstbewußtsein fand, sofern man darunter etwas anderes versteht als das leidige „Uns kann keener“; erst in den zwanziger Jahren häufen sich die Zeichen einer inneren Selbständigkeit, einer Eigenexistenz, die prägend auf den Staat zurückwirkte. Es war so etwas wie der Hegelsche

Umschlag der Quantität in die Qualität. In diesem grausamen Schmelztigel aller deutschen Länder und Provinzen, der in manchem Jahre mehr als hunderttausend Zuwanderer aus allen Himmelsrichtungen verschluckte, zeigte sich in Typ und Mentalität eine weltzugewandte deutsche Lebensform, im Ausdruck geradezu eine neue Möglichkeit des Deutschtums. Für eine kurze Frist ging von Berlin ein geistiger Glanz aus, mit dem sich gerade noch Paris messen konnte, und er war es, der zum erstenmal das Phänomen Berlin mit der internationalen Geltung Deutschlands in Einklang brachte. Das war erkaufte worden durch den Bedeutungsschwund aller anderen Kulturzentren Deutschlands. Wer aber meint, es wäre um diesen Preis zu teuer erkaufte worden, der vergleiche damit die provinzielle Ohnmacht von heute, diesen Rückfall, über den sich die Welt wahrscheinlich mehr wundert als wir.

Auch gegen das Buch Walther Kiaulehns, so viel besser, ehrlicher und geistvoller es auch ist als alle einschlägigen Berlinbücher seit dem Zusammenbruch, muß deshalb eingewendet werden, daß es im Anekdotischen und Plärierlichen der Vergangenheit verplätschert, anstatt jenes Phänomen Berlin herauszuarbeiten, das allein den Kampf und alle Opfer für seine Wiedereinsetzung rechtfertigt. Die Geschichte Berlins ist heute nahezu wesenlos gegenüber der Existenz Berlins. Wenn man in dieser Vergangenheit, die mit 1871 noch eher zu früh als zu spät angesetzt ist, nach der eigentlichen Sternstunde Ausschau hält, dann findet man sie unzweifelhaft erst zwischen 1920 und 1930, und sie läßt sich eher biologisch als geschichtlich begründen und nur geistig fassen. Die Geschichte war sogar insgesamt recht deprimierend, sie hat eher auf dem Rücken Berlins stattgefunden als zu seinen Gunsten. Die zwanziger Jahre nehmen in Kiaulehns Buch gerade den Umfang eines Kapitels ein; nach der Anlage seines Buches ist das richtig, für die Akzentuierung des Wesentlichen reicht es natürlich nicht entfernt aus. Aber auch eine Chronik der

zwanziger Jahre auf allen Seiten des Buches würde nicht viel weiterführen als zu ein bißchen Wehmut und der Feststellung: das war nur einmal, das kommt nicht wieder. Und das, was wichtig war, eben die Quintessenz der zwanziger Jahre, läßt sich eigentlich chronistisch gar nicht fassen, das erschlosse sich wohl nur durch eine Analyse von der Art Karl Schefflers. Solche Untersuchungen täten uns aber heute not, sie wären das beste Kraut wider Verzagtheit und jene Form von abendländischer Verwirrung, die hin und wieder in Deutschland ihre Stimme erhebt. Es ist möglich, ohne Berlin ein Wirtschaftswunder zu produzieren. Aber es ist unmöglich, ohne Berlin das geistige Deutschland wieder in seinen Rang einzusetzen.

„Das Schicksal Berlins läßt sich nur mit dem Karthagos vergleichen“, behauptet Walther Kiaulehn. Das ist einer seiner abwegigsten Gedanken, um so mehr, als er später zugibt, daß Berlin durch Bomben und Feuer gar nicht zu zerstören war, daß es nicht durch den Krieg, sondern erst nachher durch die Politik lahmgelegt wurde. Der tatsächlich entscheidende Unterschied zu Karthago besteht ja darin, daß dessen Schicksal furchtbar war, während das Berlins absurd ist. Der Stadtstaat Karthago wurde vernichtet und dem Erdboden gleichgemacht; die Hauptstadt Deutschlands wurde besetzt, geteilt und dann außer Funktion gesetzt. Wenn man sagen könnte, es habe im Plan der Besatzungsmächte gelegen, Deutschland durch den Verlust seiner Hauptstadt zu strafen, wäre bei aller Tragik noch etwas Sinn darin zu finden. Da es sich jedoch um eine Kriegsfolge handelt, in die man sozusagen hineingeschliddert ist, haben wir heute die wahrlich absurde Situation, daß Berlin als Enklave in einem Staate liegt, zu dem es nicht gehören will und dadurch nicht die Hauptstadt wenigstens jenes deutschen Staates sein kann, der befugt ist, für ganz Deutschland zu sprechen und zu handeln.

Ich will diesen Gedanken nicht in der Richtung verlängern, ob hinter all dieser Ab-

surdität der tiefere Sinn etwa darin zu erblicken wäre, daß Berlin nur Hauptstadt eines ungeteilten Deutschlands sein kann und allein durch seine gegenwärtige Existenz jede andere Lösung zum Provisorium degradiert. Mit all dem, was mir als einem in Berlin lebenden leidenschaftlichen Wahlberliner beim Durchblättern eines Buches wie dem an sich ausgezeichneten Erinnerungsbuch Kiaulehns fast unwiderstehlich in die Feder fließt, will ich nur sagen, wie fern und verhältnismäßig unwichtig Lichter und Schatten der Vergangenheit erscheinen angesichts einer Gegenwart, die das ohnmächtige Berlin von heute zu einer Würde und entscheidenden Wichtigkeit erhoben hat, denen gegenüber alle Erinnerungen verblasen. Denn heute, erst heute ist Karl Scheffler ganz widerlegt: heute „ist“ Berlin, und dieses leidvoll erkämpfte Sein ist von einer so brennenden Wirklichkeit, daß demgegenüber alle Stadtgeschichte nahezu nur Vorgeschichte ist.

Berlin

Walter Lennig

BIBLIOGRAPHIE ROMANISCHER ZEITSCHRIFTEN

Das publizistische Experiment der „*Lettres Nouvelles*“ ist inzwischen voll angelaufen: seit dem 4. März erscheint jeden Mittwoch ein Heft von etwa 50 Seiten, zum Preise von 125 Francs. Die Aufmachung ist die der üblichen Monatszeitschriften geblieben, die verschiedenen Sparten sind beibehalten und um einige Aktualitäten erweitert: In jedem Heft erscheint eine Novelle (oder eine Theaterszene und ein größerer Essay). In den bis jetzt erschienenen Heften (Nummer 1 bis 8) finden sich erzählerische Beiträge von Marek Hlasko (Heft 2), Henry Miller (3), Jean Reverzy (4), Angus Wilson (5), Lawrence Durrell (8). Dramatische Szenen von Samuel Beckett (Krapp's last tape, Heft 1) und Kateb Yacine (Le Vautour, Heft 7) – Gedichte von André Chédid (5) und Henri Michaux (8). In Heft 1 und 2

bestimmt der Literaturkritiker Yves Bonnefoy „Akt und Ort der Dichtkunst“ (*l'acte et le lieu de la poésie*) – der essayistische Teil der anderen Hefte ist mehr biographisch: so schreibt Henri Guillemin über Madame de Staël und Bonaparte (4–5), Jean-Jacques Chevallier über Toqueville und Gobineau (6–7), Martin Esslin über die letzten Jahre Bert Brechts (7).

Die mittleren Seiten eines jeden Heftes werden meist von einem Interview oder autobiographischen Äußerungen bekannter Leute eingenommen: Arrabal (2), Edgar Morin (3), der Filmregisseur Georges Franju (4), der Soziologe Georges Gurvitch (5), der Bildhauer Albert Giacometti (6) kommen zu Wort. Eine regelmäßige Rubrik gräbt „pages oubliées“ aus: dabei finden sich nicht nur ganz unbekannte Namen wie Bruscambille, Valincour oder Nicolas Venette, sondern auch Balthasar Gracián (1) und Jacob Burckhardt (6). Jedes Heft wird abgerundet durch kleine aktuelle Nachrichten aus dem französischen Kulturleben, Buchkritiken, Theater- und Filmkritiken und eine Übersicht über die in- und ausländischen Zeitschriften. Einen hübschen Akzent bildet die Zeichnung von Maurice Henry jeweils auf Seite 3.

Diese Form der kulturell-literarischen Zeitschrift ist in der Tat neu und originell – (und deshalb widmen wir ihr soviel Raum). Ohne ihr altes Niveau zu verlieren, gewinnt sie an Lebendigkeit, steigt herab von dem etwas esoterisch-gepflegten Podest, auf das sich die meisten Kulturzeitschriften zurückgezogen haben, und wird deshalb – nach der ersten Bestandsaufnahme von Maurice Nadeau – wohl auch mehr (und besser!) gelesen. Die Tage der literarischen Zeitschrift alten Stils seien gezählt, meint Nadeau (Heft 1 und 5); um die Mittlerrolle zwischen Autor und breitem Publikum wiederzugewinnen, müsse man zu neuen publizistischen Formen übergehen, die eine größere Verbreitung und gleichzeitig eine Konzentration im Inhalt ermöglichen. In der Tat – man kann sich dem lebendigen

Angriff der kleinen Broschüre schwer entziehen!

Ähnlich lebendig ist eine neue italienische Monatszeitschrift „*I Quaderni della crisi*“, deren Januarheft uns vorliegt (es ist das erste). Alberto Cabella schreibt darin über „die Intellektuellen Europas“, Andrea Chiti-Battelli polemisiert gegen die nationalistiche Haltung Frankreichs, und der Leitartikel zeigt sich sehr kritisch gegenüber dem augenblicklichen Stand der europäischen Vereinigung. Weiter findet man eine Erzählung von Gianfranco Draghi, Gedichte von Gori-Montanelli, Peregalli und Rizzardi – daneben einen Essay von Ferruccio Masini über Kierkegaard und Don Juan.

Ansonsten scheint alles beim alten zu bleiben. In Algerien wird, hinter einem Vorhang des Schweigens, weiter getötet und gefoltert. In den intellektuellen Zeitschriften bemüht man sich weiter, diesen Vorhang zu zerreißen: allen voran Jean-Marie Domenach mit seinem „*Esprit*“ und Jean-Paul Sartre in seinen „*Temps Modernes*“.

Das Aprilheft des „*Esprit*“ ist mit Artikeln von Pierre Leulliette und Domenach wieder hauptsächlich dem Algerien-Problem gewidmet, ebenso das Doppelheft Februar-März der „*Temps Modernes*“, in dem das algerische Tagebuch von Albert Paul Lentini und Auszüge aus dem Prozeß gegen die Soustelle-Attentäter veröffentlicht werden. „*Esprit*“, März, widmet sich dem „Standardmenschen“, der Gefahr, amerikanisiert, konformisiert, gleichgeschaltet zu werden, die sich in den aufsehererregenden sozialpsychologischen Untersuchungen von Whyte, Riesman und Packard angezeigt hat. Nicht nur der Alarmruf des großen Reisenden André Siegfried „la civilisation nouvelle sera occidentale, mais elle ne sera pas européenne!“ hat die Franzosen alarmiert. Domenach sieht freilich auch Anzeichen der ungebrochenen Kraft des Individualismus: Pasternaks, eines ganz und gar „intimen“

Schriftstellers, Erfolg – der Sieg der amerikanischen Intellektuellen über MacCarthy etc. – Am Ende geht es darum, die Spannung zwischen der individuellen Freiheit und der menschlichen Solidarität aufzuheben.

In „*Preuves*“, März, berichtet Richard Crossman über China, F. R. Allemann über die Berlin-Krise, François Bondy über das internationale Seminar, das der „Kongreß für kulturelle Freiheit“ in Rhodos veranstaltet hat (Thema: Regierungen und öffentliche Freiheit in den neuen Staaten).

Die „*Nouvelle Nouvelle Revue Française*“ bringt Auszüge aus dem Tagebuch des Biologen und Schriftstellers Jean Rostand und Gedichte von Jules Supervielle u. a.

Die in Florenz erscheinende Zeitschrift „*Il ponte*“, Februar, bringt einen Artikel von Francesco Listri über Mauriac, einen sprachwissenschaftlichen Bericht (Über die Ursprünge der Sprache – Versuche mit Affen)

von Giorgio Fano, Erzählungen von Anna Garofalo und Vittorio Tamburini, sowie eine Radioszene von Mario Bérghoni.

Noch ein Blick nach Spanien:

„*Indice*“, März, unterhält sich mit dem spanischen Historiker Sanchez Albornoz – Concha Zardoya schreibt über Walt Whitman, und M. R. Aragón berichtet aus Deutschland.

Das April-Heft beschäftigt sich mit dem „Satanismus“ (Essay von Perez Navarro) und vor allem mit Lyrik: die schönsten Gedichte von Vicente Aleixandre, und eine Auswahl aus Antonio Machado, der vor zwanzig Jahren im Exil starb.

Auch das Mai-Juni-Heft der „*Cuadernos*“ ehrt diesen, neben Lorca und Jimenez wohl bekanntesten und liebenswertesten Lyriker der neueren spanischen Literatur: Jean Cassou, Guillermo de Torre und José Luis Cano widmen sich seinem Andenken.

K. G. S.

NOTIZEN

RHEINHARD BAUMGART, geb. 1929 in Breslau, lebt als Lektor in München.

ELFRIEDE PRILLINGER, geb. 1922 in Gmunden, veröffentlichte u. a. Gedichte in der Anthologie „Stillere Heimat“ (hrsg. vom Kulturrat der Stadt Linz) und in österreichischen Zeitschriften.

Der Beitrag von Prof. Dr. FRIEDRICH PANSE, geb. 1899 in Essen, stellt den Text seiner Rektoratsrede in der Medizinischen Akademie Düsseldorf dar, wo er seit 1955 als Ordinarius für Psychiatrie tätig ist.

WILHELM VON SCHOLZ wird am 15. Juli 85 Jahre alt. Der hier abgedruckte Text ist einem in Arbeit befindlichen Erinnerungswerk entnommen.

Von FRANZ ROH, geb. 1890, erschien im Vorjahr im Verlag Bruckmann, München, das Werk „Geschichte der deutschen Kunst von 1900 bis zur Gegenwart“, das demnächst in den NDH gewürdigt werden wird. Dr. Franz Roh lebt in München als Kunstkritiker und ist Lehrbeauftragter der Universität für Geschichte der neueren Malerei.

ERICH LANDGREBE

Das ferne Land des Paul Gauguin

Roman. 415 Seiten, dazu 4 Farb- und 4 Schwarzweißtafeln. Leinen 12.80 DM

Gauguin, der exotische Zauberer in Farben, der in der Südsee Wurzeln und Unmittelbarkeit der Natur und des Menschen suchte und mit einem schweren Schicksal Weltgeltung und Bedeutung als einer der großen Mitbegründer der modernen Kunst bezahlte, reizt immer wieder zur Darstellung. Der Verfasser ist diesmal selbst Maler und kennt Milieu und Problematik des Künstlers. Er baut seinen Roman vor allem auf der gerade bei Gauguin vorliegenden Spannung des Künstlers zwischen Berufung und Idee und dem Widerstand der Wirklichkeit auf. Gauguins Abwendung vom bürgerlichen Leben als Bankangestellter und Familienvater und sein stolzer Kampf um Selbstbehauptung zwischen Elend und Schönheit seiner neuen Künstler-Existenz werden – soweit überprüfbar – mit gediegener und sauberer Beachtung des Tatsächlichen herausgearbeitet. In gewandter und flüssiger Form, die ganz Roman ist und die Farbigkeit und Spannung dieses Künstlerschicksals und seiner Schauplätze eindringlich festhält, zeugt das Buch von dem fast selbstvernichtenden Mut eines künstlerischen Menschen, der auszog, um er selber zu sein.

Bücherkommentar

Von Erich Landgrebe erschien ferner:

EIN MALER NAMENS VINCENT

Roman eines leidenschaftlichen Lebens. 333 Seiten, dazu 23 Fotos.

Leinen 7.80 DM

In jeder Buchhandlung

SIGBERT MOHN VERLAG



Dichtung fremder Völker

Juan Rulfo · Pedro Paramo

Roman. Aus dem Spanischen von Mariana Frenk. 177 Seiten, Leinen 9,80 DM, broschiert 4,80 DM – „Der ungeheuerliche Weg durch den Hades eines ganzen Dorfes, den Rulfo uns zu nehmen zwingt, ist zugleich ein Weg durch die alte Dunkelheit Mexikos, funkelnd von Grausamkeit, Stolz und Heimtücke. Mexiko befindet sich damit im Zustand der Selbstbewußtwerdung, der Selbstentdeckung. Wir sind sicher, daß seine Stimme im Chorus der lateinamerikanischen Völker immer vernehmlicher werden wird. Juan Rulfos Leistung auf diesem Wege ist ohnegleichen. Er hat eine Kontinuität des ältesten mit dem jüngsten Mexiko hergestellt.“

Werner Helwig in „Die Zeit“, Hamburg

Osamu Dazai · Die sinkende Sonne

Roman. Aus dem Japanischen von Oscar Benl. 167 Seiten, Leinen 9,80 DM, broschiert 4,80 DM – „Osamu Dazais Werk gilt als einer der Schlüsselromane zum Verständnis der jüngsten japanischen Geschichte. Es berichtet in eindringlicher Form vom Verfall einer der alten Familien Japans. Ohne daß Dazai die Ereignisse dramatisiert, erschüttert er uns. Das Buch bezieht seine Spannung aus der aufreibenden Wirklichkeit der japanischen Nachkriegszeit: es erzählt vom Umbruch, ist Spiegel jener makabren Atmosphäre, die manche Parallele zu den gleichzeitigen Vorgängen bei uns zeigt. Es ist deshalb gut, daß wir dieses Werk, das auch in Japan als bedeutendes Zeugnis seiner Nachkriegsliteratur betrachtet wird, kennenlernen.“

Helmut Uhlig in „Der Tag“, Berlin

Carl Hanser Verlag München

Hans Hennecke

KRITIK

Gesammelte Essays zur modernen Literatur. 301 Seiten. Leinen 13,50 DM

Anlage und Inhalt: *Statt eines Vorwortes*: Reflexionen über den Essay - Wesen und Aufgabe der Dichtung - Übersetzung im Dienst der Weltliteratur - *Beiträge zur modernen Lyrik*: Grundsätzliches zur Kunst des Gedichts - Allen Tate - Ezra Pound - Wallace Stevens - Lautréamont - G. M. Hopkins - W. B. Yeats - Deutsche Lyrik von 1900-1950 - Günter Eich - Karl Krolow - *Zum zeitgenössischen Roman*: Ein Halbbruder des Dichters? - Thomas Mann - Alfred Döblin - Elisabeth Langgässer - Friedo Lampe - Albrecht Schaeffer - Knut Hamsun - James Joyce - E. M. Forster - E. E. Cummings - *Tagebücher, Briefe und andere Dokumente*: Robert Musil - Franz Kafka - Paul Valéry - André Gide - T. E. Lawrence - Cyril Connolly - D. H. Lawrence - *Dichtende Philosophen und philosophierende Dichter*: G. B. Shaw - Otto Weininger - Konrad Weiss - Hugo von Hofmannsthal - Waldo Frank - *Gelehrte Liebeserklärungen*: Charles Du Bos - Kurt Wais - E. R. Curtius - *Das Janusantlitz der modernen Literatur*: Möglichkeiten der Dichtung in unserer Zeit.

Unter den wenigen Kritikern von Rang in Deutschland nimmt Hennecke eine Sonderstellung ein. In seiner umfassenden Belesenheit ist er dem Schweizer Max Rychner vergleichbar, eine Belesenheit, die es ihm beispielsweise erlaubt, bei fast jedem „Modernen“ zugleich auch die Wurzeln nachzuweisen, die ihn mit dem Boden der Tradition verbinden.

Bücherei und Bildung

In der schlagkräftigen kleinen „Flotte“ bemerkenswerter neuer Bücher zur modernen Dichtung und Literatur, die von Günter Blöckers „Neuen Wirklichkeiten“ über Karl August Horsts „Die deutsche Literatur der Gegenwart“ zu Walter Jens' „Statt einer Literaturgeschichte“ reicht, nimmt Henneckes Band „Kritik“ vielleicht die Rolle des Flaggschiffs ein.

Der Tagesspiegel

In jeder guten Buchhandlung

SIGBERT MOHN VERLAG

Georges Bernanos

Heinrich Böll

Jean Daniélou

Diego Fabbri

Eugen Gerstenmaier

Graham Greene

Friedrich Heer

Günter Jacob

Pedro Lain Entralgo

Gabriel Marcel

Dokumente

François Mauriac

Jean Monnet

Philosophie
Theologie

Anders Nygren

Carlo Schmid

Robert Schuman

Paul-Henri Spaak

Wirtschaft
Gesellschaft

Literatur · Film
Theater · Kunst

Geschichte
Politik

Zeitschrift für übernationale Zusammenarbeit

14. Jahr · Zweimonatlich im Umfang von 80 bis 100 Seiten · Jahresabonnement 12 DM · Verlangen Sie ein kostenloses Probeheft · Verlag der Dokumente, Köln, Worringer Straße 11-13

Den großen österreichischen Staatspreis für Literatur

erhielt soeben unsere Autorin

IMMA BODMERSHOF

für ihr Sizilien-Epos

Sieben Handvoll Salz

302 Seiten. Leinen 12.— DM

Inhalt:

Die „Insel unter den acht Winden“ ist der Schauplatz für die in der Gegenwart spielende Handlung des neuen Romans der Österreicherin Imma Bodmershof. Der aus dem Krieg heimgekehrte Roberto erbt die Besitzungen seines Onkels Matteo, die im Bereiche des vulkanischen Ätna, in der Nähe von Catania, liegen. Eindringliche Natur- und Landschaftsschilderungen vereinigt die Autorin mit Erzählungen der Sitten und Gebräuche dieses sizilianischen Menschenschlages.

Bücherkommentare

Pressestimmen:

Eine dramatische Handlung wird auf eine überzeugende Weise hineingeflochten in die großartige Schilderung der Landschaft und in die der jahrhundertealten Kultur.

Otto Heuschele in „Deutsche Tagespost“

Mit unauslöschlicher Eindringlichkeit, wie kaum sonst in dichterischer Gestalt, tritt uns Sizilien als Ganzes und als Vielfalt entgegen. Die Verfasserin hat die Gabe, etwa wie Giono, D. H. Lawrence, Hamsun, eine urtümliche, nach eigenen Gesetzen gewachsene, in sich geschlossene Welt intensiv lebendig zu machen.

Robert Faesi in „Die Tat“

Im wiederholenden Lesen dieses Buches läßt sich immer tiefere Weisheit entdecken.

Diego Hanns Goetz OP. in „Die Furche“

„Sieben Handvoll Salz“ – soviel muß nach einem sizilianischen Volkswort ein Fremder gegessen haben, um heimisch zu werden – ist ein schönes Buch, das des Preises der „Città di Palermo“ würdig wäre.

Die Presse, Wien

In jeder Buchhandlung

SIGBERT MOHN VERLAG

»Bornkamm arbeitet aus profunder Kenntnis des Materials und gibt ihm eine Ausdrucksform, die den Leser mit seinem Gegenstand nah befreundet« schreiben die »Bücherkommentare« über

Luthers geistige Welt

von Professor D. Heinrich Bornkamm. 3. erweiterte Auflage 1959. 320 Seiten. Leinen 14.- DM

In den ersten acht Kapiteln wird, nach einem knappen, spannenden Bericht über das Leben Luthers, seine neu-alte geistliche Erkenntnis an einigen elementaren Stücken des christlichen Glaubens entfaltet; in weiteren acht Kapiteln werden seine daraus quellenden, meist unbekannten Gedanken und Anregungen für die geistige Welt dargelegt.

Donau-Kurier

Der Verfasser berührt die zentralste Frage der Geistesgeschichte der Neuzeit, nämlich ihre Spaltung zwischen biblischem Schöpferglauben und modernem Pantheismus. Luther hat um die Gotterfülltheit der Welt und der Natur, der Geschichte und des Schicksals gewußt. Wo vom »Leben und Sterben« die Rede ist, da heißt es: »Niemand anders als Luther hat es immer wieder eingeprägt, daß es viel mehr Gutes und Schönes in der Welt gibt als Übel.« Abschließend zeigt Bornkamm, wieviel die Entwicklung des deutschen Geistes im Grunde immer wieder Luther zu verdanken hat.

Leonhard von Muralt in »Historische Zeitschrift«

Man merkt es dem klar gegliederten und flüssig geschriebenen Buche an, daß ihm eine jahrelange Beschäftigung mit den Schriften Luthers und eine umfassende Kenntnis der neueren Lutherforschung zugrunde liegt. So manches falsche oder einseitige Urteil, das in früheren Luther-Darstellungen zu lesen war, ist hier ohne viel Aufhebens berichtigt worden.

Lutherische Rundschau

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Carl Bertelsmann Verlag • Gütersloh

PAUL TILLICH

Systematische Theologie

Band I: Einleitung: Wesen, Methode und Aufbau der Systematischen Theologie.
1. Teil: Vernunft und Offenbarung, 2. Teil: Sein und Gott. 352 S., engl. broschiert
19.80 DM, Ganzleinen 22.50 DM

Band II: 3. Teil: Die Existenz und Christus. 196 S., engl. broschiert 11.20 DM,
Ganzleinen 12.80 DM

Band III: 4. Teil: Das Leben und der Geist, 5. Teil: Die Geschichte und das
Reich Gottes. In Vorbereitung.

Beachten Sie bitte die ausführliche Besprechung von Joachim Gütber in „Neue Deutsche Hefte“, April 1959, Seite 81/82. Es heißt dort u. a.:

„... Es fordert einen ausdrücklichen Akt der Kritiker-Disziplin, diesem Werk und seinem Autor nicht emphatisches Lob wegen der ihm eingekörperten Wahrheit, Schönheit und Güte zu spenden. Die zeitgenössische Theologie, die so reich an starken und pittoresken Persönlichkeiten zumal im protestantischen Bereich ist, hat in Tillich doch wohl ihren eigentlichen Meister gefunden, der auch die Philosophie und damit den autonomen Zeitgeist in einem Grade, wie es vor ihm in den neueren Zeiten nur Schleiermacher gelungen ist, in seine Systematik zu integrieren verstand, ja zu weitgehender Koexistenz und zu methodischer Vorherrschaft gebracht hat ...“

Verlangen Sie unseren Tillich-Sonderprospekt, der Sie über die weiteren Bücher des Autors informiert.

Der Remter

Zeitschrift für Kultur und Politik in Osteuropa

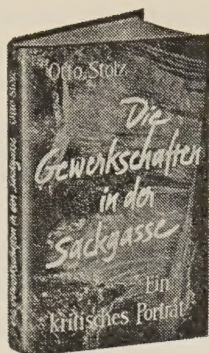
Zweimonatsschrift. Preis: Einzelheft 2.50 DM, Bezugspreis für ein halbes Jahr (3 Hefte) 6.— DM, zuzügl. 50 Pf. Versandkosten.

Herausgeber: D. Gerhard Gützow, Lübeck. Schriftleiter: Friedrich Spiegel-Schmidt, Berchtesgaden

Der Remter ist eine Zweimonatsschrift, die als christliches Ausspracheorgan nach Antworten auf die brennenden Fragen der Gegenwart sucht. Namhafte Mitarbeiter vermitteln in 64 Text- und 4 Bildseiten das aktuelle Geschehen des gesamten Ostraumes. Der Remter befaßt sich mit den großen Grundsatzfragen und bringt Beiträge, die sich aus dem Verhältnis staatlicher Systeme zu Mensch und Volk ergeben. „Schon in der kurzen Zeit ihres Erscheinens wurden diese Hefte zum führenden Organ für alle, denen es um den neuen notwendigen Weg des deutschen Geistes im Osten und um die deutsche Ostpolitik geht.“

Norddeutsche Volkszeitung, Bremen-Niedersachsen

Evangelisches Verlagswerk, Stuttgart



OTTO STOLZ

der kürzlich vom Vorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands als Mitglied ausgeschlossen wurde, weil er sich an der Aktion „Rettet die Freiheit“ beteiligte, schrieb dieses soeben erschienene, außergewöhnliche Buch.

Die Gewerkschaften in der Sackgasse

Ein Kritisches Porträt

218 Seiten, zwei graphische Darstellungen, Leinen 14.80 DM

Mit unerhörter Offenheit schildert der langjährige stellvertretende Chefredakteur des DGB-Organs „Welt der Arbeit“, Otto Stolz, die heutige Situation der deutschen Gewerkschaften, deren organisatorische und ideologische Erstarrung, das Verhältnis zur SPD, CDU/CSU und zum Staat, die Flucht in die Politik, kommunistische Infiltration, das Dilemma Mitbestimmung, Tarifgestaltung, Aufsichtsratsposten, die Rolle des Dr. Agartz und die Gefahr der Staatsverneinung. Nicht zuletzt die Gewerkschaften selbst werden aus den Feststellungen und Reformvorschlägen von Otto Stolz den größten Gewinn ziehen: im eigenen Interesse, im Interesse der Millionen Mitglieder und im Interesse einer sozialen Demokratie in Deutschland.

J e t z t i m B u c h b a n d e l e r h ä l t l i c h !

ISAR VERLAG · MÜNCHEN 22

LUC. H. GROLLENBERG

Bildatlas zur Bibel

Übersetzt und herausgegeben von Prof. Dr. Hermann Eising. Das Vorwort schrieb Prof. D. Dr. Johannes Hempel. 164 Seiten mit 36 achtfarbigem Karten und über 400 Fotografien und Zeichnungen. Leinen 38.— DM

Dieses Werk ist großartig in der Art seiner Anlage und Durchführung; man spürt in jedem Bild und in jeder Zeile die Sorgfalt, mit der es gearbeitet und zusammengestellt ist. Ich kenne kein Werk auf dem Gebiet der biblischen Forschungen der letzten Jahre, dem so ungeteilt zugestimmt werden kann.

Prof. Leist in »Pädagogische Welt«

Im Sommer 1959 erscheint

PROF. VAN DER MEER

PROF. CHR. MOHRMANN

Bildatlas zur Frühchristlichen Welt

Übersetzt von Prof. Dr. Kraft. 216 Seiten mit 42 sechsfarbigem Karten und über 600 Fotografien. Leinen 48.— DM

Als Folgeband zu dem »BILDATLAS ZUR BIBEL« erscheint der »BILDATLAS ZUR FRÜHCHRISTLICHEN WELT«. In der bewährten Anordnung und Ausstattung veranschaulicht er in Bild, Wort und Karte das Leben und Denken der Christenheit in den ersten sechs Jahrhunderten nach Christi Geburt.

Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn

Anfang März ist erschienen:

GERHARD STORZ

Der Dichter Friedrich Schiller

(1959. 528 Seiten. Leinen 26,50 DM)

Gerhard Storz legt zum Schiller-Jubiläumsjahr die Ernte einer lebenslangen Bemühung um Friedrich Schiller vor. In einer ebenso kenntnisreichen wie behutsamen Darstellung und Deutung der dichterischen Werke gibt er ein eindringliches Bild des Wesens und der Entwicklung von diesem Dichtertum. Dieses Werk läßt unsere landläufigen und klischeehaften Vorstellungen verblassen, denn am Ende steht ein Schiller vor uns, wie wir ihn nie ahnten, ein Schiller, dem es nicht mehr um den moralischen Gehalt, nicht mehr um den historischen Gegenstand, ja überhaupt nicht mehr um den Inhalt seiner Dichtung geht, sondern „nur noch“ um die künstlerische Forderung und ihre möglichst reine Verwirklichung in der Form.

RUDOLF BORCHARDT

Prosa II

*Band VI der Gesammelten Werke (Erscheint im Juni 1959.
ca. 548 Seiten. Leinen ca. 28,50 DM)*

Inhaltsverzeichnis: 1. Grundriß zu Epilegomena zu Homeros und Homer / 2. Altionische Götterlieder unter dem Namen Homers / 3. Einleitung in das Verständnis der Pindarischen Poesie / 4. Über Alkestis / 5. Vergil / 6. Schröders Horaz / 7. Der Arme Heinrich Hartmanns von Aue / 8. Die großen Trobadores / 9. Dante und deutscher Dante / 10. Epilegomena zu Dante, I.: Einleitung in die Vita Nova / 11. Epilegomena zu Dante, II.: Divina Commedia.

Den Kern der hier veröffentlichten elf Prosaarbeiten bilden die Nachworte zu Borchards großen Übertragungen antiker und mittelalterlicher Dichtung, wie sie im Band V der Gesammelten Werke vereinigt sind. Ergänzt wurde diese Folge durch einige engverwandte Aufsätze. An die Spitze ist eine bisher ungedruckte Arbeit über Homers Ilias und über die sogenannte Homerische Frage gestellt. Diese knapp gefaßte, großzügige und schwungvolle Skizze sollte den Grundriß des überaus eigenständigen Homerbildes, das Borchardt sich erarbeitet hatte, festhalten, für den Fall, daß sein Leben für die Vollendung des geplanten großen Homer-Buches nicht ausreiche. Jeder der behandelten großen Dichter ist mit neuen Augen gesehen und aufs Lebendigste dargestellt. Die Sprache ist temperamentvoll und packend, der Blickpunkt immer eigenartig, die Beleuchtung höchst suggestiv. Insgesamt bietet dieser Band eine formal und inhaltlich ausgesprochen einheitliche und harmonische Schriftengruppe. Ohne Zwang oder Künstelei ergab sich die Auswahl und die Anordnung dieser Folge, deren beide Eckpfeiler, der neue große Homer-Essay und der Epilog zu Dantes göttlicher Komödie, die weiteren Darstellungen aufs Eindrucksvollste umschließen. Sie ergibt ein Gesamtbild von Borchards Anschauung der griechisch-römischen Antike und des europäischen Mittelalters, das an Geschlossenheit und Kraft das bisher Zugängliche weit übertrifft.



ERNST KLETT VERLAG
STUTTGART